



phot. Hofphotograph Paul Fischer in Breslau

Vom Blumentage in Breslau



phot. Hofphotograph Paul Fischer in Breslau

Vom Blumentage in Breslau
Ein Studentenscherz

Unsere Beilage

(Schloß Sibyllenort)

Das „schlesische Windsor“ prangt gerade jetzt, wo auch der königliche Schloßherr es regelmäßig im Jahre auf ein paar Tage aufzusuchen pflegt, um auf den Rehbock zu pirschen, im herrlichsten Baum- und Blütenschmuck. Und in diesem reichen, bunten Blumenkranze zeigt es uns der Künstler, Robert F. K. Scholtz, in einer farbigen Radierung, deren Reizen die verkleinerte Wiedergabe in Schwarz-Weiß nicht gerecht werden kann.

Robert F. K. Scholtz entstammt einer in Breslau seit alters angesessenen Familie und ist am 14. April 1877 in Dresden als Sohn des Königl. Kammervirtuosen, Professor Hermann Scholtz geboren. Den ersten Malunterricht erhielt er bei seinem Onkel, Professor Robert Nadler, in Budapest, und studierte dann an der Dresdener Akademie unter Pohle, an der Münchener Akademie unter Carl Marr. In Lenbach fand er einen treuen Berater seiner Kunsttätigkeit. Porträtaufträge haben ihn dann mehrere Jahre in Breslau festgehalten, wo in der Loge auf der Sternstraße ein Bild Friedrichs des Großen und im Landwehroffizierkasino I ein Bildnis Kaiser Wilhelms II. von ihm hängt. Ausgedehnte Studienreisen führten den Künstler darauf nach Italien, Spanien, Marokko, Holland, England und Aegypten. Seit 1907 lebt er ständig in Berlin, im Sommer in seinem Atelier in Landsberg a. Lech, das er sich als Blockhaus gebaut hat.

Das Schloß im Tudorstile erhielt seine jetzige Gestalt in den Jahren 1851 bis 1867 durch den damaligen Besitzer, den Herzog Wilhelm von Braunschweig, nach Plänen des Herzoglichen Hofbaurates Wolf.

Als Herzog Wilhelm, der letzte der älteren welfischen Linie, 1884 in Sibyllenort starb, kam die Herrschaft Sibyllenort durch Erbschaft an den König von Sachsen. Die schönsten Räume im Schloß sind ein großer Saal, die Bibliothek und ein kleines Theater. Bemerkenswert ist auch die Gemäldegalerie und der Waffensaal.

Blumentag in Breslau

Seit ungefähr einem Jahre hat in Deutschland, einer schwedischen Anregung zufolge, eine neuartige Form der Wohltätigkeitsfeste lebhafte Aufnahme gefunden. Zum Besten bedürftiger Kinder werden „Blumentage“ veranstaltet. Auch in unserer Provinz haben derartige Feste bereits in verschiedenen Städten mit gutem Erfolge stattgefunden. Die glänzendste Veranstaltung bot naturgemäß der Blumentag unserer Hauptstadt am 20. Mai. Um in einer Stadt von der Größe Breslaus ein derartiges Unternehmen erfolgreich zu gestalten, ist natürlich eine zweckmäßige Organisation erforderlich. Ein großes Komitee, zu dem die angesehensten Persönlichkeiten unserer Stadt gehörten, trat zusammen. Die Gemahlin des Oberpräsidenten Frau von Guenther, schenkte der guten Sache ihr förderndes Interesse. Den Vorsitz übernahm Frau Oberbürgermeister Dr. Bender. Die Stadt wurde in 80 Bezirke eingeteilt. Der Vorstand eines jeden Bezirks hatte dort den Verkauf zu leiten und die jugendlichen Verkäuferinnen zu werben.

Als der langerwartete Tag anbrach, walteten die niedlichen Blumenfeen ihres Amtes. Mit den zierlich geschmückten Blumenkörbchen, der Sammelbüchse, den Postkarten und der Armbinde ausgerüstet, walteten sie emsig ihrer Pflicht. Wie Bienen die Blüten, umschwärmten sie die Passanten. Auf den Bahnhöfen entwickelte sich gleichfalls ein großer Betrieb, die Ankommenden und Abreisenden schmückten sich willig mit der weißen Sternblume. Die nüchternen Amtsräume der Behörden wurden von den jungen Blumenverkäuferinnen mit Vorliebe aufgesucht. In den Häusern klommen sie bis in den vierten Stock hinauf. Sollte diese Veranstaltung doch auch dazu dienen, die gesamte Bevölkerung heranzuziehen, während bei den bisher üblichen kostspieligen Bazaren stets nur die oberen Zehntausend beteiligt waren. Und zu einem rechten Volksfest gestaltete dieser Tag sich auch aus. In der inneren Stadt herrschte ein Leben und Treiben, wie seit Jahren nicht. Die Geschäfte hatten fast sämtlich ihre Schaufenster mit der Blume der Barmherzigkeit geschmückt. Jeder Passant war mit dem Abzeichen des Tages mehr oder minder reich geschmückt. Die fröhliche Studentenschar hatte sich in sehr anerkennenswerter Weise in den Dienst der guten Sache gestellt. Allerhand launige Umzüge



phot. H. Bourquin in Niesky

Das Pädagogium in Niesky

belebten das Straßenbild, elegante, blumengeschmückte Karossen lenkten die Blicke auf sich, kurz, es war ein Jubel und Trubel, an dem jeder nach Kräften teilnahm.

Außerdem waren künstlerische Veranstaltungen aller Art zum Besten des Blumentages ins Leben gerufen worden. Die äußerst gelungene Aufführung im Stadttheater — unsere ersten Künstler und Künstlerinnen, sowie talentvolle Dilettanten hatten sich zur Verfügung gestellt —, mußte sogar wiederholt werden und brachte einen recht erfreulichen klingenden Erfolg. Verschiedene Konzerte in den größten Etablissements unserer Stadt waren sehr gut besucht. Leider litt der wunderhübsche Lampionkorso auf unserem alten Oderstrom durch die Ungunst der Witterung, aber zahlreiche Zuschauer hatten sich trotzdem eingefunden. Die Massenkinderchöre, welche in einer Mittagsaufführung im Konzerthause erklangen, fanden solchen Beifall, daß sie wiederholt werden mußten. Die Geschäftshäuser von Schneider, Barasch und Messow und Waldschmidt hatten einen 5 Uhr-Thee oder Theateraufführungen arrangiert, die



phot. H. Bourquin in Niesky

Das Pädagogium in Niesky
Die Anfertigung der Schularbeiten unter Aufsicht



phot. H. Bourquin in Niesky

Das Pädagogium in Niesky
Die Schülerkapelle

überaus stark besucht waren und namhafte Summen erbrachten. Eine der vornehmsten Veranstaltungen, das Theezelt der Offiziersdamen und das damit verbundene Militärkonzert auf dem Kaiser-Wilhelmsplatz, litt leider ebenfalls unter der Unbill des Wetters. Wie erwartet, hatten sich alle Kreise der Bevölkerung in edlem Wetteifer zusammengefunden. Der Reinertrag von 140 000 M. kommt allen hilfsbedürftigen, verwaisten oder kranken Kindern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugute. E. B.

Jubiläum

Das Pädagogium in Niesky. Am 6. Juni feierte das Pädagogium in Niesky, dem „Girdein" in Krügers oftgenanntem Roman „Gottfried Kämpfer", sein 150 jähriges Bestehen. Viele Söhne des Schlesierlandes, viele deutsche Männer in allen Gauen unseres Vaterlandes verdanken dieser Anstalt ihre Erziehung. Darum verdient sie, gekannt zu werden.

Das Pädagogium, bestehend aus zwei getrennten Internaten, hat gymnasialen Lehrplan mit realem Ersatzunterricht und vermittelt die Berechtigung zum einjährigen Dienst. Als Erziehungsanstalt besitzt es eine schwer nachahmbare Eigenart, die seinen Ruf begründete. Denn, was modern-pädagogische Weisheit heut mit tönender Fanfare verkündigt: gesunde, körperliche Betätigung der Jugend, vielseitige Anregung, Aufmerksamkeit auf die Eigenart des Kindes, Berücksichtigung der Veranlagung des einzelnen Schülers, ungezwungener vertraulicher Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, unaufdringliche und doch eingreifende Beeinflussung bei der Charakterbildung, Hinleitung zu den höchsten Zielen: hier wurde es in aller Stille und Schlichtheit schon seit Jahrzehnten geübt. Ein schöner Turnplatz, ausgedehnte Spielplätze, gepflegte Gartenanlagen, ein groß angelegtes Freibad und die weite, schlichte, schöne Heidelandschaft geben Gelegenheit zu munterem Treiben. Da wird geturnt und gespielt, gegraben und gehackt, geschwommen und gewandert. Bei den Kleinen erzieht ein „Regiment", das seit dem Tage, da es vor König Friedrich Wilhelm IV. paradierte, schon gar manches Mal mit Trommeln und Pfeifen zum Tore hinauszog, zur Straffheit und zur Zucht. Die Großen vereinigen gern beim Fußballspiel die sonst freigegebenen Kräfte. Im Winter rückt man traulich auf den Stuben zusammen, die je mit 20 Schülern unter 2 Lehrern belegt sind, oder vergnügt sich mit Rodeln und Schlittschuhlaufen. Arbeit und Spiel, Ernst und Fröhlichkeit folgen in buntem Wechsel und wohltuendem Gleichmaß.

Es ist selbstverständlich, daß der Nieskyer Lehrer bei allem dabei ist. Er turnt mit, er gräbt mit, er balgt mit, er scherzt mit. Er ist Kamerad unter Kameraden, doch alles in einer Weise, daß er im nächsten Augenblick seine Forderungen mit ungeschwächter Autorität stellen kann. Das ermöglicht ein aus gemeinsamer Arbeit heraus wachsendes Vertrauensverhältnis zwischen dem Erzieher und dem Erzogenen, das den Lehrer frisch erhält und es der Jugend erleichtert, sich beeinflussen und leiten zulassen. In allen aber waltet das Bewußtsein, daß eine wertvolle Erziehung nur möglich ist auf der Grundlage einer ernsten, das Leben beherrschenden Frömmigkeit.

Hans Bourquin in Niesky

Bauten

Das neuerbaute Rathaus in Mikultschütz OS. Eine Dorfgemeinde an der Peripherie des oberschlesischen Industriebezirks ist Mikultschütz, Kreis Tarnowitz, der größte Ort des Kreises. Durch Anlage der zur Donnersmarckhütte A.-G. in Zabrze gehörigen kons. Donnersmarckhütte-Grube, die gegenwärtig mit einer Belegschaft von 2400 Mann arbeitet, hat Mikultschütz seit dem Jahre 1885 einen Zuwachs von 10 448 Einwohnern zu verzeichnen, so daß der Ort nach der letzten Volkszählung mit über 14 000 Einwohnern rechnet. Die verhältnismäßig günstigen Finanzverhältnisse ermöglichten der Gemeinde, ein modernes „Rathaus" zu bauen (Bild auf S. 485), das mit 150 000 Mark veranschlagt und von der Firma A. Zehmann, Baugeschäft in Mikultschütz, ausgeführt worden ist. Der Bau enthält im Erdgeschoß außer den Kellern und dem Maschinenraum für die Zentralheizung auch die Wohnung der Polizeibeamten und die Gefängniszellen. Im Hochparterre befinden sich die Bureauräume und im Oberstock die Wohnung des Gemeindevorstehers, sowie der Sitzungssaal. Sämtliche Räume sind mit elektrischem Licht und mit Zentralheizung versehen. A. Rauer in Mikultschütz

Bergbau

Vom alten St. Georgenberger Bergbau. Westlich von der Stadt Jauer, politisch zur Gemeinde Kolbnitz gehörend, liegt eine kleine Kolonie: St. Georgenberg. Diese Ortschaft ist ein von den Bewohnern der näheren

Umgebung gern besuchter Ausflugsort, weil man von hier aus eine herrliche Aussicht sowohl nach der Liegnitzer, als auch nach der Striegauer Gegend hin genießt. Auch die Geschichte von St. Georgenberg bietet viel Interessantes.

Ueber die Entstehung des Ortes ist nichts bekannt auch nicht, warum sich die Bewohner gerade den hl. Georg zum Schutzpatron ihres Wohnortes erwählten. Jedenfalls hat dieser Ort schon im 12. Jahrhundert bestanden. Von der Gemeinde Kolbnitz, zu der heute St. Georgenberg gehört, weiß man, daß sie unter dem Namen „Cholma" schon in dieser Zeit bestanden hat. Dieser Name wird zuerst in einer Urkunde erwähnt, datiert Glogau, den 9. September 1203, nach welcher Herzog Heinrich cum barba dem Stifte Leubus 500 große Huben fränkischen Maßes in der Wald- und Berggegend um Cholma am Mönchswalde schenkte mit den daselbst bestehenden Ortschaften Pomicin (Pombsen), Muchowo (Mochau), Helmerichsdorf (Kl. Helmsdorf) und Jägendorf, deren Einwohner er von allen herzoglichen Lasten und Dienstbarkeiten befreite.



phot. A. Nauer in Mikultschütz

Das neuerbaute Rathaus in Mikultschütz

Schon um diese Zeit soll hier Bergbau auf Silber und Kupfer getrieben worden sein. Die Knappen der „Bergstadt St. Georgenberg" sollen mit denen der Werke bei Goldberg in die Tatarenschlacht bei Wahlstatt gezogen sein. Die Wegebezeichnung „Die Schächte", sowie der verfallene Bergwerksschacht erinnern noch an diese Zeit. Auch der Dorfanger St. Georgenbergs mit der Gerichtslinde erinnert uns an die längst vergangene Blüteperiode dieses Ortes; er ist der Marktplatz der früheren kleinen Bergstadt gewesen. Das Bergwerk selbst liegt zwischen St. Georgenberg und Kolbnitz auf den Heßberg zu. Nach der Tatarenschlacht ist das Bergwerk verlassen geblieben. Bei der Wiederaufnahme des Betriebes im Anfange der 1850er Jahre hat man noch alte, verfallene Schächte und Stollen vorgefunden. Interessant ist, wie in den ältesten Zeiten der Bergbau betrieben wurde. Er geschah damals als „Urbau" nur mit „Schlägel und Eisen". Jeder Bergmann arbeitete auf eigene Rechnung und verkaufte das gefundene Erz an die Schmelze, deren Pochwerk die heutige Hintermühle gewesen sein soll. Als um das Jahr 1850 das Bergwerk (Max-Emil-Alexander-Zeche) im Gange war, trafen die Bergleute auf den weiteren Gängen nach dem Heßberge zu auf die alten Stätten des Urbaues. Sie fanden Bretterreste und an den Seiten im Gestein ausgemeißelte Näpfe, in denen sich noch Talg- und Dochtreste befanden. So einfacher Art war also früher die Beleuchtung im Bergwerk! Im Jahre 1867 wurde der Betrieb des Bergwerks, obwohl erst ein Poch- und Schmelzwerk errichtet worden war, wieder eingestellt, weil die Förderung an Erzen zu gering war und ein zur Erhöhung der Ausbeute erforderlicher Tiefbau zu hohe Summen verschlungen hätte. Einzelne Häuser kennzeichnen unter dem Namen „Altes Bergwerk" die Stätte früherer Bergindustrie, während die „Bergstadt St. Georgenberg" heute nur noch eine kleine Kolonie ist. Wer einmal in die dortige Gegend kommt, besuche neben dem Heßberg auch den „St. Georgenberg". Der Inhaber des dortigen Wirtshauses weiß noch mancherlei Interessantes aus dem Bergwerksleben zu erzählen; in seinen jungen Jahren ist er nämlich noch häufig in die Grube mit eingefahren, bis 1867 dem Betriebe ein Ende gesetzt wurde.

A. Anlauf in Kolbnitz

Ausgrabungen

In Rachlau, Kr. Hoyerswerda, stieß der Häusler Myan beim Sandgraben auf ein mit Steinplatten eingefaßtes Urnenfeld und förderte eine große Anzahl gut erhaltener, mit Leichenbrand gefüllter Urnen von verschiedener Form und Größe zutage. Vor längerer Zeit ist in derselben Holzung vom Ackerbürger Petschke in Wittichenau ein Gräberfeld gefunden worden.

Gedenktafel

In der Schutzhütte des Kaiser-Wilhelm-Turmes auf dem Großen Schneeberge ist zu Ehren des Justizrats Burczek in Glatz, der lange Jahre Vorsitzender des Hauptvorstandes gewesen ist und sich große Verdienste um den G.-G.-V. erworben hat, eine Bronzetafel mit der Aufschrift angebracht worden: „Dem verdienstvollen Vorsitzenden des G.-G.-V. in den Jahren 1888—1894 und 1902—1908, Herrn Justizrat Burczek in Glatz zur dauernden dankbaren Erinnerung. Der Glatzer Gebirgsverein." Diese Ehrentafel wurde Sonntag, den 21. Mai, enthüllt.

Volkswohlfahrt

Einen neuen Versuch, dem Mißbrauch des Alkohols zu steuern, unternahmen die Mitglieder des Kreisausschusses des Kreises Falkenberg OS. Sie haben eine Gesellschaft m. b. H. „Gemeinnütziger Gasthausverein des Kreises Falkenberg OS.“ mit dem Sitze in Falkenberg gegründet, die den Zweck verfolgt, Gasthäuser in der Art zu betreiben, daß dem übertriebenen Alkoholgenuß und sonstigen Uebelständen des Wirtshauslebens vorgebeugt wird. Das Stammkapital beträgt 20 000 M. Geschäftsführer sind nach der Eintragung in das Handelsregister des Amtsgerichts Falkenberg die jeweiligen Mitglieder des Kreisausschusses Falkenberg, und zwar gegenwärtig Landrat von Zastrow in Falkenberg, Graf von Pückler-Burghauß in Schloß Friedland, Graf von Kerssenbrock in Schloß Schurgast, Herr von Wichelhaus in Schönwitz, Bürgermeister Nawroht in Falkenberg, Gemeindevorsteher Zierz in Floste und Gemeindevorsteher Scholz in Raschwitz. Die Gesellschaft wird durch den Vorsitzenden des Kreisausschusses in Verbindung mit zwei Mitgliedern desselben vertreten.

Heimatschutz

Zur Erhaltung des bekannten Rundpavillons, der eine Gartenmauer der Westseite der Stadt Schmiedeberg krönt, hat der Schlesische Bund für Heimatschutz eine Beihilfe von 100 Mark bewilligt. Das kleine Bauwerk, das aus der Biedermeierzeit stammt, gehört zu den interessantesten Gartenhäusern Schlesiens. Es bildet den Abschluß des Gartens eines der sogenannten Patrizierhäuser aus Schmiedebergs Blütezeit. Als ein Bestandteil der von Arnauldschen Stiftung ist das Grundstück im Besitze des Regiments der Königsgrenadiere in Liegnitz und an die Königliche Präparandie vermietet. Da der Pavillon seit Jahren nicht mehr benützt wurde, verfiel er immer mehr und sollte zur Ersparung der Reparaturkosten ganz abgetragen werden. Da er sich aber geradezu vorbildlich in die Landschaft einfügt, deren bemerkenswertester Punkt er ist, so wäre damit ein echtes Heimatsbild verloren gegangen.

Naturdenkmalpflege

Nachdem sich vor kurzem ein Landschaftskomitee für Naturdenkmalpflege mit dem Wirkungskreise Neisse und Umgegend gebildet hat, ist am 10. v. M. noch ein weiteres im Regierungsbezirk Oppeln begründet worden. Es soll den oberschlesischen Industriebezirk umfassen und hat als Mittelpunkt Gleiwitz. Als Vorsitzender wurde Oberbürgermeister Menzel, als stellvertretender Vorsitzender Landrat von Stumpfeldt und als Geschäftsführer Professor Crull gewählt. Schlesien besitzt jetzt ein Provinzialkomitee und fünf Landschaftskomitees für Naturdenkmalpflege, außer den beiden erwähnten noch solche für das Riesengebirge, für die Oberlausitz und für die Liegnitzer Gegend. Die Einrichtung von weiteren Landschaftskomitees für Glogau und Umgegend und für die Grafschaft Glatz wird noch geplant.

Aus der Sammelmappe

Bleyhan. Von einem heldenhaften Bürgermeister Bunzlaus berichtet der Chronist im Jahre 1667 in seinem Phoenix Redivivus Ducatuum Svidnicensis et Jauroviensis („Der Wiederlebendige Phönix der Beyden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer“) folgendes: Im Jahre 1217 hielten sich in der Wildnüß, nicht ferne von dem Gretzberge viel Räuber auf, welche denen Reisenden auf dem Lande hin und wieder grossen Schaden gethan, auch so viel, so sich zur Gegenwehre gestellet, jämmerlich ermordet. Erwehnte Räuber unterstanden sich einer kühnen Vermessenheit, verkleideten sich auf unterschiedene Gestalt, theils in Bauern Tracht, theils zogen sie auf in Kleidung der Handel-Leute, theils auch gleich andern Reisenden, so sich einhellig vereinigten, in der Anzahl von 64 Personen durch List der Stadt Buntzlau sich zu bemächtigen und so viel an Gold, Silber und Kleynodien sie davon tragen möchten, einen betrieglichen Raub vorzunehmen. Daher dann selbige an einem Wochen-Markt obgemeldten Jahres sich mit allerhand Handels-, Land- und Bauers-Waaren auf etlich zwantzig Karren, worinnen sie ihre Waffen verborgen hielten, eingefunden und ihren eingeführten Vorrath so hohen Werthes gehalten, daß sie zur Verhölung ihrer darunter begriffenen Waffen sehr wenig verkaufen dörffen. Worauf sie dann sich in die Wirths- und andere Häuser zusambt ihren Waaren und Karren sich eingetheilet und zum Raub eine gewisse Stunde bestimmet haben. Als nun die Bürger und Inwohner der Stadt in dem süssen Schlaf besänfftiget waren, versammelten sich die Räuber ohne Gebrauch der Kertzen unter den damaligen Fleisch-Bänken. Fielen umb Mitternacht mit grossem Geschrey herauß und plünderten die vornehmsten Häuser, ermordeten auch über eilf Personen, welche sich in dem unversehenen Aufruhr zur Gegenwehr gestellet hatten. Jedermann war bestürtzt und wuste niemand, wer solchen mitternächtigen Aufruhr erwecket, oder wie mächtig die Feinde wären. In so uhrplötzlicher Zerrüttung der Gemütter faßte Johann Bleyhan, damals Vorsteher der Stadt, ein recht mannliches Hertze, schrie den Bürgern und Inwohnern mit heller Stimme zu, ein jedweder solte sich auf dem Ring versammlen, umb daß man den nächtlichen Räubern und Mördern widerstehen möchte. Auf solche Ermahn- und Ermunterung versammleten sich in der Eile mit Nacht-Lichtern und unterschiedenen Hand-Waffen auf 200 Inwohner, denen gedachter Bleyhan als ein muthiger Löw vorgegangen, die Stadt-Thor alsobald besetzet, die daselbst angetroffenen und bereits ermüdeten Räuber mit bewehrter Hand erleget, und nachmals mit den Seinigen sich zurück auf den Ring gewendet und die übrigen Mörder biß auf 12 Personen hingerichtet und todtgeschlagen und also die in eusersten Gefahr vertieffete Stadt von allem Unheil lob-würdig erlöset hat. Dem Bleyhan, der durch seine Wachsamkeit und mannliche Zuthat die Stadt errettet, richteten auf die Bürger und Inwohner eine grosse, steinerne Säule, beckröneten die Ehren-Säule mit einem in Stein außgehauenen Lorbeer-Krantze und setzten oben darauf einen vergoldeten Hahn, nach dem Namen und zu ewiger Gedächtniß ihres ritterlichen und unerschrockenen Anführers. F. A.

Eine originelle Grabschrift. Sie befindet sich auf einem Zinkschilde, welches am Turm der katholischen Kirche zu Kunzendorf, Kreis Glogau, angebracht ist. Sie lautet: „Geehrter Leser. In diesem engen Sarge liegt eingeschlossen Der Weyland Hoch und Wohlgeborne Herr Wolff Rudolph Freiherr von Knobelsdorff, Erbherr auf Kunzendorff, Sprottischdorff, Ellersdorff, Lang-Heinersdorff und Klein-Logisch. Der Anno 1686 den 14. Nov. zu Harmgsdorff gebohren, den 15. Nov. zu Christian Stadt wieder gebohren. Die Aufferziehung war löblich, Gottselig. Der Fortgang in Studiis und Rittermäßigen Exercitiis rühmlich, die Reyssen glücklich, die Zurückunft erfreulich, das Christentum untadelich, die Wirtschaft gesegnet, der freyledige Stand vergnügt, der Umgang leidselig, die Brüder- und Freundschaftsliebe zärdlich, die Krankheit schleichend, die siebentägige Krankheit an der Schwulst beschwerlich, das Ende Anno 1735 den 25. Oktober Christlich. Die Beysetzung Standesmäßig. Das 49. Jahr seynes Alters Ruhmwürdig. Die Hoffnung zur Aufferstehung tröstlich. Das Andenken der Freyherrlichen Familie beständig. Willst Du dem Seligen, mein Lesser, gleich werden, so fürchte Gott, thue recht und scheue niemand auf Erden.“

O. Th. Stein in Glogau

Breslauer Theater

Mit dem letzten Theaterwinter ging ein Kapitel der Breslauer Theatergeschichte zu Ende, kein erfreuliches, und doch eins, über das wir vor fünf Jahren hoffnungsfroh die Worte schrieben: „Am 14. November 1906 hat das Breslauer Schauspielhaus seine Pforten geöffnet." Nach verzweifelter Gegenwehr räumte Direktor Rieter das Feld. Eins war bei ihm immer zu loben: der gute Wille. Daß meistens die Kräfte fehlten, wurde die Hauptursache seines Verderbens. Zwar haben nicht immer die Kräfte gefehlt. Es gab einst am Schauspielhause einen bühnenkundigen Exerziermeister, den seine Bewunderer heute „Meisterregisseur" nennen. Sich mit diesem Herenmeister zu entzweien, war nicht klug. Der zweite Mann, der das Schauspielhaus vielleicht hätte retten können, war Max Landa. Aber zuerst waren ihm die Hände gebunden, und als er diktatorische Gewalt erhielt, war es bereits zu spät. Das Publikum hatte zum Schauspiel im Schauspielhause kein Vertrauen mehr. Mit Unrecht; denn Landas „Räuber"-Inszenierung, er und Antonie Tetzlaff in „Cyprienne" und einige andere Aufführungen verdienten gesehen zu werden. An Landas Stelle trat Witte-Wild, von dem man nun das Heil erwartete. Auch er enttäuschte. Ob er, dessen Namen heute noch unvergessene Schauspielaufführungen in Breslau populär machten, nicht, wie seine Freunde behaupteten, der alte geblieben, ob er nicht vielleicht doch alt geworden war — das sei hier nicht entschieden. Auch er verließ Breslau nicht als Sieger, und Rieter wurde sein eigener Steuermann. Daß es ihm nicht gelang, sein arg auf Sand gelaufenes Fahrzeug flott zu machen, sagt nichts gegen ihn. Drei erprobte Theatermänner vor ihm hatten es auch nicht vermocht. Das Schauspielhaus hat seinen Kurs zu oft gewechselt, oder vielmehr, es hat den einzigen Kurs, der sicheren Erfolg versprach — „Schillertheater" heißt dieser Kurs — unbedachterweise nie eingeschlagen. Daß dieser Kurs auch jetzt nicht eingeschlagen wird — nicht eingeschlagen werden kann, wie verlautet, — erfüllt alle mit tiefem Bedauern. Aber alle Klagen und Reflexionen sind jetzt müßig. Ein anderes Moment scheint mir dagegen noch einiger Worte wert. Rieter ist dem dreifach stärkeren Gegner erlegen, sagen die meisten. Aber sie vergessen einen zweiten, noch stärkeren Gegner, der auch unserm Theatermonarchen in diesem Winter unangenehm die Zähne zeigte: das Publikum. Die finanzielle Ueberlegenheit der Direktion Loewe schnitt dem Schauspielhaus die Gewinn versprechenden Stücke ab, das Publikum weigerte sich fünf Winter lang, durch seinen Besuch andere Stücke ertragreich zu gestalten. Die dreiziffrige Aufführungszahl der „Försterchristl" steht in den Annalen des Schauspielhauses auf einsamer Höhe. Das Publikum ist der natürliche Feind jedes, der auf das Publikum angewiesen ist. Zum aussichtsreichen Kampfe mit diesem Gegner ist dreierlei nötig: ein klarer Kopf, viel Zeit und noch mehr Geld. Rieters Zeit — fünf Winter — hätte zu einem Siege ausreichen können; um seine Mittel ist es nie glänzend bestellt gewesen, und als der Erfolg auf sich warten ließ, beging er den größten Fehler: er tastete, probierte, lavierte und — scheiterte. Direktor Rieter bleibt seinem neuen Beruf, der nicht weniger kriegerisch ist als das Waffenhandwerk, das er verließ, treu. Er steht nach fünf Jahren, die ihn viel Lehrgeld kosten, noch immer am Anfange. Vergebens waren die Jahre trotzdem nicht. Aus dem Oberleutnant ist ein Regisseur geworden, der sich sehen lassen kann. Daß dieser Regisseur bald einen Direktionssessel oder einen Intendantenstab finden möge, ist unser ehrlicher Wunsch für ihn!

Was die drei übrigen Theater anlangt, so brauche ich den beweglichen Klagen über die unerträgliche Gastspielerei wohl keine neue hinzuzufügen. Eine bescheidene Anregung aber möge hier Platz finden. Herr Direktor Loewe wird im nächsten Winter wieder allein in der Breslauer Theaterwelt gebieten. Auch im Bühnenstaate hat das absolutistische Regime seit geraumer Zeit abgewirtschaftet, und Dr. Löwe täte vielleicht gut daran, mehr als bisher konstitutionellen Grundsätzen zu huldigen. Für die Oper stehen ihm in Prüwer und Kirchner, für die Operette in Rosenberg und Sterna je zwei erprobte Fachleute zur Verfügung. Wie wäre es, wenn er diese beiden ausgezeichneten Mitarbeiterpaare für ihre Ressorts mit besonderen Vollmachten ausstattete und sein, von jedem billig Denkenden gern anerkanntes, großes Organisationstalent ganz dem Breslauer Theateraschenbrödel, dem Schauspiel, zuwenden wollte? Uns fehlt seit länger als einem Jahrzehnt ein gutes Schauspiel. Herr Rieter hat es uns nicht gebracht, möge es uns endlich Dr. Loewe bringen. Ich hoffe, Recht zu behalten, wenn ich schon heute über das nächste Kapitel Breslauer Theatergeschichte die Ueberschrift setze: „Schauspielfrühling".

Fritz Ernst

Sport

Im Sport der zweiten Hälfte des Monats Mai dominierte der Pferdesport. Das dritte Breslauer Preisreiten und -fahren lockte am Himmelfahrtstage und am Tage vorher viel Publikum hinaus auf den Reitplatz. Man sah prächtige Toiletten und Uniformen und im Wettbewerb herrliche Reitpferde und Gespanne, kurz ein prächtiges, buntes Bild auf dem grünen Rasen und den Tribünen. Der schlesische Adel war vollzählig vertreten, und von hohen Persönlichkeiten waren u. a. der Herzog von Ratibor und Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein erschienen. In der Reitkonkurrenz für deutsche Offiziere und andere Herrenreiter siegte Leutnant Graf Schmettow, in der Konkurrenz für Unteroffiziere Sergeant Finger vom Leibkürassierregiment. Die ersten Preise der einzelnen der Qualitätsprüfung errangen Graf Schmettow und Oberleutnant von Hauenschild. In der Springkonkurrenz siegte Graf Carmer, im Konkurrenzfahren waren die besten Herr von Prittwitz auf Schmoltschütz und Herr von Johnston auf Sadewitz. Am zweiten Tage, der durch einen prächtigen Blumenkorso eröffnet wurde, erhielt in der Konkurrenz für Chargenpferde Oberleutnant Wernitz den ersten Preis, in der Qualitätsprüfung errang Rittmeister a. D. Mayer den Sieg, in der Damenreitkonkurrenz Frau von Obernitz, in der Jagdspringkonkurrenz Leutnant von Gilgenheimb. Von schönem Wetter gleich begünstigt, folgte am Sonntag darauf das dritte Pferderennen in diesem Jahre, das ebenfalls ein schönes buntes Bild und anregenden Sport bot. Es siegte im Mairennen Mr. Schlorays „Anzio" (Jockey Aylin), im Preis von Langenbielau Graf Bethusy-Hucs „Toncsi" (Lt. von Uechtritz), im Kronprinz-Wilhelm-Jagdrennen Graf Frankenbergs „Glenmorgan" (Lt. von Egan-Krieger), im Tribünenrennen A. Rupprechts „Südpol" (Jockey Aylin) im Preis von Fürstenstein von Sprengers „Bambino" (Lt. von Uechtritz), im Kirschblütehürdenrennen H. Zönkuls „Le Rigodon" (Meuk), der eine Totalisatorquote von 195 : 10 herausbrachte.

Auch der Radsport war durch mehrere Veranstaltungen vertreten. Am Sonntag, dem 21. Mai, begann in aller Frühe in Pöpelwitz die große Radfernfahrt Breslau — Aachen über 1500 Kilometer, die in einzelnen Etappen zurückgelegt wurde. Es starteten 56 Radfahrer, von denen Hans Ludwig aus Soßenheim, der Gewinner der Distanzfahrt Wien—Berlin, den Sieg errang. Am selben Sonntage fand in Breslau - Gräneiche ein Radrennen statt, bei dem der Breslauer Scheuermann wieder neue Triumphe errang. Er gewann das Zehnkilometer-Rekordfahren und den großen Oderpreis sicher vor der neuen gefürchteten Renngröße, dem Weltrekordbrecher Linat-Brüssel, Przyrembel und Salzmann. Scheuermann verbesserte bei dieser Gelegenheit verschiedene Rekords der Gräneicher Rennbahn, darunter den Stundenrekord von 70 auf 74,2 Kilometer. In dem Hauptfahren für

Flieger siegte Stabe-Berlin vor Rudel und Großmann-Berlin, im Tandemfahren siegte Stabe-Großmann vor Rudel-Hoffmann, im Vorgabefahren Stabe als Malmann vor einem großen Felde von Konkurrenten mit zum Teil hohen Vorgaben. Das Ermunterungsfahren gewann Thomas-Breslau, das Trostfahren Rosenberger.

Der Rudersport glänzte am Blumentage in einem Lampionkorso auf der Oder, an dem sich der Ruderverein Wratislavia, der erste Breslauer Ruderverein, die Rudergesellschaft Breslau und die Ruderabteilungen des Matthias- und Friedrichsgymnasiums mit zusammen etwa vierzig Booten beteiligten. Die Fahrt nach der Holteihöhe litt unter dem stürmischen Winde. Die Brücken und Ufer, die Gärten und alten Bauten erstrahlten in Rotfeuer, und an der Uferstraße erhoben sich im Schattenspiel gigantische Gestalten an den Häusern. Ein Wasserfeuerwerk vor der Dominsel brachte weiteren Effekt, und zuletzt zog die strahlende Bootsflotille wieder stromauf, während die Ufer nochmals in buntem Feuer aufleuchteten. Den schönsten Booten wurden Preise zuerkannt; den ersten Preis erhielt die Jolle „Range" der Rudergesellschaft Breslau, in der das Plakat des Blumentages im lebenden Bilde dargestellt wurde, die Vereinspreise erhielten die beiden Sechser des Ersten Breslauer Rudervereins und des Rudervereins Wratislavia, „Weser" und „Friedrich Wilhelm", und der Achter der Rudergesellschaft Breslau „Wanderer".

Ein sportliches Ereignis war das Ausscheidungsrennen für die Gordonbennetfahrt, deren Start am 19. Mai in Breslau erfolgte. Es nahmen an ihr sechs Ballons mit erprobten Führern teil; leider war die Veranstaltung von Wind und Wetter sehr beeinträchtigt. Am weitesten kam der von Ingenieur Gericke geführte Ballon „Pegnitz"; er landete in der Nacht gegen 1 Uhr bei Nades Szomolany, 40 km von Preßburg; er hatte 290 km zurückgelegt! Den zweiten Preis erhielt Leutnant Vogt, der mit dem Ballon „Danzig" 249 km zurücklegte. Den Bordtuchpreis erhielt Freiherr von Pohl aus Hamburg, der auch am drittweitesten, 241 km, kam

Der Schlesische Aeroklub veranstaltete Schauflüge, die der Aviatiker Vollmüller mit einem Ettrich-Rumplerapparat von der Pferderennbahn in Hartlieb und dem Exerzierplatz in Gandau aus unternahm. Auch diese Schauflüge litten unter dem starken Winde und mußten wiederholt ausfallen. Es gelang aber dem jungen Piloten am Montag, dem 22. Mai, von Hartlieb nach Gandau den ersten größeren schlesischen Ueberlandflug auszuführen. G. H.

Persönliches

Der im 80. Lebensjahre stehende Ehrenbürger und Stadtverordnetenvorsteher von Breslau, Rechtsanwalt und Notar, Geheimer Justizrat **Dr. Wilhelm Freund** beging am 1. Mai sein 60 jähriges Dienstjubiläum. In Breslau am 28. September 1831 geboren, besuchte er hier das Kgl. Friedrichsgymnasium, bezog 1848 die Universität Breslau und wurde am 1. Mai 1851 nach Bestehen der ersten juristischen Prüfung vereidigt. Im Jahre 1856 wurde er Assessor, 1862 Rechtsanwalt und Notar, 1877 Justizrat und 1894 Geh. Justizrat. Von 1876 bis 1881 vertrat er die Stadt Breslau sowohl im Reichstage, als auch im Abgeordnetenhause. Seit Oktober 1879 dem Vorstande der schlesischen Anwaltskammer angehörend, ist er seit 1884 deren Vorsitzender und konnte am 26. Januar 1909 sein 25 jähriges Jubiläum begehen, einen Gedenktag, den wohl noch kein anderer Träger dieses Amtes hat feiern können. Das 41. Jahr gehört Geheimrat Freund jetzt der Stadtverordnetenversammlung an, zu deren Vorsteher er am Anfang dieses Jahres zum 25. Male in ununterbrochener Folge gewählt wurde. Viele Ehrungen sind dem Jubilar zuteil geworden, besonders vor zehn Jahren, anläßlich seines 50 jährigen Dienstjubiläums. Damals erhielt er den Roten Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und wurde von den städtischen Behörden zum Ehrenbürger von Breslau ernannt. Zum Ordensfeste 1908 wurde ihm der Kronenorden 2. Klasse verliehen.

Am 15. Mai verschied im Alter von 58 Jahren nach längerem Leiden der Rittergutsbesitzer **Paul Kühn** in Röversdorf, der bis vor einem Jahre, da er seinen Wohnsitz in den Schönauer Kreis verlegte, in Goldberg zahlreiche Ehrenämter bekleidete. Er war viele Jahre hindurch erster Vorsitzender des dortigen Landwirtschaftlichen Kreisvereins, der ihn bei seinem Scheiden zu seinem Ehrenmitgliede ernannte. Ebenso gehörte er eine Reihe von Jahren dem Kreistage als Mitglied an, und die kirchlichen Körperschaften verloren bei seinem Fortgange ein eifriges Mitglied. Ihm ist auch das Zustandekommen der dortigen Landwirtschaftlichen Winterschule zu verdanken, da er in seiner Eigenschaft als Mitglied der Landwirtschaftskammer sehr rege dafür eintrat.

Kleine Chronik

Mai

8. Im Sägewerk von Frommelt in Rückers findet eine folgenschwere Kesselexplosion statt.

9. Eine Strecke des Andreasflözes in der Konkordiagrube bei Zabrze stürzt zusammen und verschüttet sechs Bergleute, von denen drei getötet werden.

10. In Reichenbach wird ein Postschaffner beim Zuwerfen von Geldsäcken tödlich verletzt.

10. Vier aus Tichau stammende Kinder werden in der nahe dem Sohrauer Wasserturme liegenden Sandgrube verschüttet; eines der Kinder erstickt.

15. Infolge Genusses von Fischkonserven erkranken 105 Mann des 3. Bataillons des Infanterieregiments von Courbière (Nr. 19) in Görlitz.

16. Auf der Vulkanwerft in Stettin läuft der kleine Kreuzer „Ersatz Falke" vom Stapel, der bei seiner Taufe durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Bender den Namen „Breslau" erhält.

16. Der König von Sachsen trifft zu mehrtägigem Besuche auf Schloß Sibyllenort ein.

25. Der Kronprinz besucht nach mehrtägiger Pirsche in Klein-Ellguth, Vielguth und Patschkey mit der Kronprinzessin und Gefolge sein Schloß in Oels.

27. Die Gewerbe- und Industrieausstellung in Schweidnitz wird eröffnet.

Die Toten

Mai

12. Herr Handelsrichter und Bankdirektor Richard Dobersch, 65 J., Breslau.

13. Herr Stadtrat Hermann Spieske, 60 J., Brieg.

14. Herr Pastor Carl Herdtmann, 71½ J.. Neurode.

15. Herr Schulrat Johannes Paust, 66 J., Beuthen O.-S.
Herr Rittergutsbesitzer Paul Kühn, 58 J., Ober-Röversdorf, Krs. Schönau.

16. Herr Rittergutsbesitzer Louis Kaliski, 71 J., Breslau.
Frau Ottilie von Prittwitz und Gaffron, Mühnitz.

17. Frl. Helene v. Haugwitz, 63 J., Breslau.

19. Frl. Bertha v. Bally, Breslau.
Herr Rittergutspächter Berthold Schlombs, 75 J., Scheppelwitz b. Dombrau O.-S.

20. Herr Pastor em. Fedor Gebauer, 74 J., Görlitz.

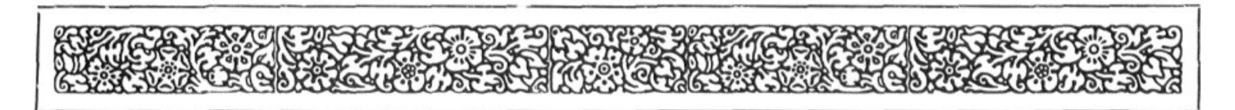
22. Herr Sanitätsrat Dr. G. Ulbrich, 62 J., Ohlau.

23. Herr früh. Rittergutsbesitzer und Amtsvorsteher Carl Wimmer, 73 J., Arnsdorf b. Löwen.

25. Herr Rittmeister a. D. Georg von Briesen, Schweidnitz.

26. Herr Pastor em. Emil Winkler, 88 J., Breslau.

28. Herr Oberleutnant a. D. Arthur von Kutzschembach, 74 J., Breslau.
Adelheid Gräfin Pückler, 65 J., Obernigk.
Oberamtmann Gustav Jander, 56 J., Schweidnitz.



Der Väter Scholle

Roman von Paul Hoche (8. Fortsetzung)

Nun war es in dem Gartenhäuschen ganz still geworden, seitdem man die alte Frau Barbara auf den Friedhof hinausgetragen hatte, um sie an der Seite ihres längst verstorbenen Mannes zur letzten Ruhe zu bestatten.

Richard konnte sich nur langsam daran gewöhnen, in dem traulichen kleinen Stübchen des oft aufgesuchten Häuschens die liebe Gestalt seiner Mutter nicht mehr zu erblicken, ihre Stimme darin nicht mehr zu hören, nicht mehr mit ihr ein stilles Abendstündchen zu verplaudern.

Vorläufig wollte er das Häuschen leer, unbenutzt stehen lassen. Er hätte ja auch vor der Hand keine geeignete Verwendung dafür gewußt. So mochte es zunächst noch weiter in dem Zustande verbleiben, wie es Frau Barbara bei ihrem plötzlichen Tode verlassen hatte.

Auch jetzt suchte es Richard noch manches Mal auf; schien doch der Geist der Mutter noch in den Räumen zu wohnen und seine Seele, wenn ihm gar zu schwer zumute wurde, mit Trost zu erfüllen.

Ja, schnell und plötzlich hatte sie ihn verlassen, sie, die es am besten von allen Menschen mit ihm gemeint hatte. Ein neuer Schlaganfall, wie ihn der Arzt für sie schon immer gefürchtet hatte, hatte sie niedergeworfen. Suse hatte sie, als sie das Abendessen in das Stübchen bringen wollte, auf der Diele liegen sehen. Als sie merkte, daß ihre Herrin auch nicht mehr sprechen konnte, sondern nur noch mit entgeisterten Augen vor sich hinstarrte, war sie schnell in das Herrenhaus gerannt, um den Sohn zu rufen. Schnell war Richard herbeigeeilt, und doch zu spät. Zwar schien es, als ob die Sterbende ihren Sohn noch erkenne, als ob sie noch die Lippen zur Rede bewegen wollte, aber vergebens wartete der Sohn auf ein letztes Wort der Mutter. Noch einmal schienen sich, als ihr Mund versagte, ihre Augen auf ihn zu heften, dann wurden auch sie glanzlos, sie brachen, schlossen sich auf ewig.

Frau Barbara war tot.

„Und sie hat im Glück gelebt und ist im Glück gestorben", hatte ja der Geistliche an ihrem Grabe gesagt. „Das Los war ihr gefallen aufs lieblichste", war das Leitwort seiner Leichenrede gewesen.

Ja, so hatte nicht nur der Geistliche gedacht, das war wohl die Meinung des ganzen Dorfes gewesen. Selbst seine Schwester Christine mochte dieser Ansicht beigestimmt haben.

Sie wußten ja alle miteinander nichts von seinem schweren Herzen, von seinem geheimen Kummer, von dem er noch zu keinem Menschen gesprochen hatte. Sie wußten aber alle erst recht nichts davon, daß seine Mutter an diesem Kummer ihres geliebten Sohnes schwerer zu tragen gehabt hatte als er selber.

Aber er hatte es oft gefühlt, wie ihr Auge auf seinem Antlitz ruhte, wie ihr Blick suchend in seiner Seele las; er allein wußte, wie sie mit ihm litt, er ahnte, wie sie in schlaflosen Nächten allein an ihr Kind gedacht, um sein Glück gerungen hatte.

Und doch, war es nicht gut, daß sie von ihm weggegangen war? Hatte es das Geschick nicht gütig für sie und ihn gefügt, daß gerade in diesen Tagen der Todesengel ihre Lippen geküßt hatte?

Eigentlich gab es nur ein Ja auf diese Frage.

Richard war es in den letzten Wochen unerträglich geworden, sein Unglück allein für sich zu tragen. Hätte ein anderer Kummer ihn bedrückt, er hätte schon längst sein Herz der Schwester, dem Schwager oder seiner Mutter ausgeschüttet, um Trost bei denen zu suchen, von denen er genau wußte, daß sie ihm echte Teilnahme entgegenbrachten, wie er sich trotz seiner offenen, mitteilsamen Natur überhaupt hütete, sich jedem beliebigen Menschen zu offenbaren.

Allein, von seinem unglücklichen Verhältnis zu Beate zu jemandem zu reden, das hatte er bisher doch nicht fertig gebracht. Damit wollte er allein mit sich selber fertig werden. Nur als diese Hoffnung immer mehr schwand, als der Druck immer unerträglicher wurde, als er vor allen Dingen merkte, daß ihn seine Mutter doch durchschaute, trug er sich wochenlang mit dem Gedanken, ihr sein Herz einmal völlig auszuschütten.

Nun war es freilich zu spät zu solchem Beginnen. Und war es vielleicht nicht auch gut, daß es so gekommen war?

Freilich hätte es ihm wohl getan, einmal vor dem Mutterherzen seinen ganzen, großen Schmerz auslösen zu können; aber hätte sie ihm helfen können? Nein!

Aber ihre Tage hätte er ihr noch schwerer gemacht, als sie bisher waren. Denn vielleicht hatte er sich auch über sie getäuscht; vielleicht schätzte sie sein Unglück nicht so groß ein, wie es wirklich war.

Und dann, wenn sie der Tod so plötzlich darauf getroffen hätte, hätte er sich dann nicht Vorwürfe machen müssen, die Ursache zu ihrem Ende gewesen zu sein?

Nein, der Geistliche hatte schließlich doch recht, wenn er behauptete, sie sei im Glück gestorben. Was sie noch hätte erleben können, das hätte ihre letzten Lebenstage nur verdunkeln können; an ihr wären die Worte der Verheißung nicht in Erfüllung gegangen: Um den Abend wird es licht sein!

Der Herbstabend hatte sich bereits auf die Erde gesenkt, als sich Richard langsam von dem Stuhle erhob, auf dem er so oft seiner Mutter gegenüber gesessen hatte. Die Tür hinter sich schließend, trat er ins Freie, um durch den Garten hindurch seiner Wohnung zuzuschreiten.

Als er bei der halb entblätterten Rosenhecke mit der niedrigen Holzbank vorüberschritt, sah er in dem Dunkel eine Gestalt. Indem er stehen blieb und näher hinsah, gewahrte er, daß es Susanne war, die dort allein kauerte.

Ein Gefühl des Mitleids überkam ihn mit dem jungen Mädchen. Wußte er doch ganz gut, daß es ihr bei seiner Mutter so gut gefallen hatte. Sie hatte es Frau Barbara oft erzählt, daß sie sich in ihrem ganzen Leben noch niemals so froh und wohl gefühlt habe wie dieses Jahr, und daß sie es sich wünsche, immer um die Herrin bleiben zu dürfen.

Nun war ihre Hoffnung zerstört worden; auch dieses Mädchen hatte seine Mutter verloren so wie er; sie waren beide in der gleichen Lage.

Freundlich redete er ihr zu: „Stehe auf, Susel, du wirst dich sonst in der kalten Abendluft erkälten! Komme mit und krieche gleich in die warmen Federn!“

„Ich komme gleich!“ rief Susanne dem Herrn nach, aus dessen Worten sie die Freundlichkeit, die er ihr schon oft gezeigt hatte, wohl herausgefühlt hatte.

Nur ein paar kurze Augenblicke mußte sie noch hier verweilen, hier, wo sie im verflossenen Sommer so manche frohe Stunde durchlebt hatte. Ach, war das eine schöne Zeit gewesen! Die gute Frau Barbara hatte sie fast wie ihr eigenes Kind gehalten. Und wie leicht und schön ihr Dienst gewesen war! Wenn sie die kleine Wirtschaft besorgt hatte, dann bestand ihre Aufgabe einzig darin, den schönen Blumengarten und die paar Gemüsebeete instand zu halten. Welche Arbeit hätte sie wohl lieber verrichten können?

Und wie oft war der Handrischek am Feierabend herübergekommen und hatte ihr bei der Arbeit geholfen oder sich auf das Bänkchen neben sie gesetzt und von dem erzählt, von dem sie nie genug hören konnte, von seiner Heimat, seiner Lebensgeschichte, von der großen, schlechten Stadt.

Jetzt würde der Platz, den sie so oft inne gehabt hatte, verlassen bleiben; jetzt mußte sie ja wieder im Herrenhause in der Küche dienen. Zwar sagte ihr die junge Herrin auch kein böses Wort, aber auch kein gutes; sie sprach überhaupt kaum zu ihr.

Auch Marianne stieß sie nicht mehr so herum, wie früher, aber sie beachtete sie auch nicht viel; sie schien mit anderen Dingen stark beschäftigt.

Nein, so schön war es bei weitem nicht mehr wie in den guten Tagen bei der freundlichen Frau Barbara. Mochten sich die Leute gewundert haben, daß sie, der Wildling, am Grabe der alten Frau so jämmerlich geschluchzt hatte; sie selber wußte am besten, was sie an der Heimgegangenen verloren hatte.

Aber dankbar wollte sie ihr doch bleiben! Und so lange in dem von ihren Händen gepflegten und von der Toten so sehr geliebten Garten noch eine Blume blühte, wollte sie in der Frühe eines jeden Sonntagmorgens einen blühenden Strauß auf den Hügel der Frau Barbara stellen. Wie gut, daß sie gerade in diesem Jahre so viele Reseden und Astern in das Gärtchen gepflanzt hatte; da würde es ihr nicht an Blumen fehlen!

Sie mußte an das Aufstehen denken; denn der Abendhauch strich schon naßkalt über die Erde hin. Wenn doch der Handrischek gewußt hätte, daß sie heute hier saß, er hätte sie gewiß aufgesucht!

Auch ihn sah sie ja jetzt so selten, nicht einmal bei den Mahlzeiten, da die Knechte und Mägde in der Gesindestube speisten, während sie selbst und Marianne in der Küche ihre Mahlzeiten einnahmen.

Aber dafür hatte er ihr ja jüngst ein so herrliches Versprechen gegeben. Wenn der erste Wintertanz herankam, dann nahm er sie mit in die „Krone“, und dann würde er immer wieder mit ihr tanzen, bis sie Polka und Mazurka, den Galopp und den langsamen Walzer so gut konnte wie er selber. Und dann würden auch die anderen Knechte mit ihr tanzen, dafür wollte er, der Handrischek, schon sorgen, und dann wollten sie beide lustig sein und jubeln, die ganze lange Nacht hindurch.

Wie sich Susanne darauf freute! Wie sie doch Handrischek lieben mußte! Sie, die alle verachteten, nahm er, der von allen respektiert wurde, an seine Hand und tanzte mit ihr, nur mit ihr allein! Wie konnte sie ihm diese seine Liebe jemals wieder vergelten? Er hätte ihr ja gar nichts Gutes mehr antun, kein Glück mehr versprechen brauchen, sie mußte ihm ja immer dankbar sein dafür, daß er sie bisher schon so unendlich glücklich gemacht hatte.

Mit dieser Empfindung stand sie auf, um ihr kleines Kämmerchen aufzusuchen. Jetzt war es vollständig dunkel geworden. Trübe Wolken bedeckten den Himmel. Sie bog aus dem Garten langsam in den Hof. Da standen zwei Menschen im Dunkel bei einander. Leise schritt Susanne vorüber. Vielleicht hätte sie von dem Paare, das eng aneinandergeschmiegt dastand, gar nichts gemerkt, wenn sie nicht kurz hinter sich ein leises Kichern vernommen hätte. Daran erkannte sie ihre Küchenherrin Marianne. Wer weiß, wem die heute wieder zur Abwechslung ein Stelldichein gab. Hätte sich aber Susanne noch einmal umgedreht und schärfer nach der Mannsperson hingesehen, so hätte sie an dem weißblonden Haar vielleicht gar bald den Liebhaber des Stubenmädchens erkannt. So aber schritt sie, unbekümmert um die beiden, in ihre letzten Gedanken versunken, ihrem Ziele zu.

Was hatte sie auch gemein mit Marianne, die jedem Manne, der sich um ihre Gunst bewarb, verliebt zulächelte. Ihr Herz schlug ja nur für den einen in tiefster, unwandelbarer Treue.

* * *

Für Beate waren unangenehme Tage vorübergegangen. Sie war froh, als das Begräbnis endlich vorüber war. Wie war es ihr peinlich gewesen, als sie am Begräbnistage den langen Weg zum Kirchhofe langsam mitgehen mußte. Da war es in der Stadt doch bequemer. Man setzte sich bei solchen Gelegenheiten einfach in die Droschke und fuhr hinter dem Sarge her, ohne daß sich einer der Vorübergehenden darum kümmerte, wer in dem Wagen saß. Hier aber war man stundenlang den neugierigen Blicken des ganzen Dorfes ausgesetzt. Und nach dem Schlußverse auf dem Kirchhofe trat nicht nur der Geistliche an sie heran, um ihr Trost zuzusprechen, sondern auch viele Männer und Frauen, die sie ihr Lebtag nicht gesehen hatte, deren Namen sie nicht einmal kannte, reichten ihrem Manne und dann mit einer naiven Selbstverständlichkeit auch ihr selber die Hände. Warum ließen sie diese fremden Leute eigentlich nicht in Ruhe? Ermuntert hatte sie doch wirklich niemanden. Im Gegenteil, sie hatte sich allen gegenüber so kalt und abweisend wie nur möglich gegeben.

Und wozu brauchte man ihr Trost zu wünschen? Hatte sie denn etwas verloren? Doch gewiß nicht. Was war ihr Frau Barbara gewesen? Doch nur eine Fremde, dem Herzen Fernstehende.

Die Mutter war ja schon lange überhaupt nicht mehr in das Haus ihres Sohnes getreten, und wäre Richard nicht manchmal zu ihr hinübergegangen, hätte er im Laufe des Gesprächs nicht manchmal ihren Namen und ihre Meinung erwähnt, sie wäre Beate gerade so fremd geblieben, wie sämtliche Bewohner des Musikantendorfes.

Von denen unterschied sie sich ja wohl auch in ihrem Wesen nicht. Sie war eine einfache Landfrau gewesen, die die Milch geschöpft, die Stuben gereinigt, das Essen gekocht hatte. Das war ihrem Leben stets genug gewesen.

Nein, Beate glaubte sicher, gar keinen Grund zu haben, der verstorbenen Frau Barbara eine Träne nachzuweinen. Diese Frau hinterließ keine Lücke in ihrem Dasein.

Oder bedeutete der Tod der alten Frau doch etwas für ihr Leben? Ja, vielleicht doch.

Der eine Gedanke überraschte sie jetzt, daß nun für Richard ein Hauptgrund wegfiele, seinen Standpunkt, auf dem Lande bleiben zu müssen, beizubehalten.

Wenige Wochen vor dem Tode der Mutter hatten sie zum zweitenmal über das Stadt- und das Landleben gesprochen. Damals hatte sie Richard ausdrücklich gesagt, daß ihr das ganze bäurische Leben auf dem abgelegenen Hofe im höchsten Grade zuwider sei, daß sie das Leben auf dem Lande hasse und sich nach der Stadt sehne. Wenn er sie liebe, möge er den Hof verkaufen und mit ihr wegziehen. Hier langweile sie sich zu Tode, hier werde sie nie glücklich sein und ihn nie glücklich machen können.

Richard hatte sie auf den Verkehr mit seiner Schwester hingewiesen, die ihr gern eine Freundin sein werde. Beate hatte darauf nur eine abweisende Miene zur Antwort gehabt, die sich Richard wohl deuten konnte. Christine erschien ihr ja als das vollkommene Ebenbild von Frau Barbara.

„Auch unter den Bauersfrauen oder — wenn Du willst — unter den Gutsbesitzersfrauen unsers großen Dorfes ist manche, deren Verkehr ich Dir nur bestens empfehlen kann. Wir wollen bei ihnen Besuche machen, und Du wirst zu Deinem Erstaunen bemerken, wie nett und

freundlich manche von ihnen sind. Freundlich werden sie Dich alle aufnehmen", hatte Richard vorgeschlagen.

„Dazu verspüre ich nicht die mindeste Lust", hatte sie ihm darauf geantwortet. „Ich wüßte mit keiner von ihnen etwas anzufangen; vom Melken und Buttermachen und von den Mägden kann und mag ich nicht reden. Wir passen eben nicht zueinander."

Nach einer Weile hilflosen Nachdenkens hatte dann Richard darauf hingewiesen, daß er ihren Vorschlag, so lange seine Mutter lebe, niemals ausführen könnte. Nicht daß sie ihm viel dagegen reden würde; aber er füge ihr damit das größte Herzeleid zu, das er sich nur denken könne, wenn er sie aus dem Hofe, auf dem sie ein ganzes Leben lang glücklich gewesen war, vertrieb, oder wenn er sie hier unter fremden Leuten allein zurückließe. Nein, beides konnte, so wahr er seine Mutter liebte, niemals geschehen. Er hätte dann keine ruhige Stunde mehr in seinem ganzen Leben gehabt.

Damit war die Auseinandersetzung damals zu Ende gewesen. Beate hatte gemerkt, daß ihr in der Mutter ein Hindernis für ihren Plan entgegenstand, das sie weder überwinden noch beseitigen konnte. Und weil deshalb alle weiteren Reden nutzlos gewesen wären, hatte sie geschwiegen.

Aber jetzt war ihr ja der Zufall zu Hilfe gekommen. Die Mutter war tot, der Sohn hatte keine Rücksicht mehr auf sie zu nehmen. Nun hieß es die günstige Gelegenheit wahrnehmen, einen neuen, stärkeren Vorstoß zu wagen.

Nur warten wollte sie noch einige Wochen. Sie fühlte, daß jetzt, wenige Tage nach dem Tode der alten Frau Barbara, noch nicht die Zeit gekommen war, schon wieder mit ihren Plänen an Richard heranzutreten; er hätte sich vielleicht ihren Worten jetzt unzugänglicher als je gezeigt. Die Zeit mußte erst seine Gemütsverfassung wieder mehr ins Gleiche bringen. Jetzt lief er herum, wie mit schweren Gedanken beschäftigt. Selbst ihr gegenüber war er einsilbiger als sonst. Wenn er doch auch einmal seinen Hof überdrüssig bekäme, dann, dann! Sie wußte nicht, wie sie den Gedanken weiterspinnen sollte. Es trat kein deutliches Bild eines großen Glückes vor ihre Seele, zu dem dann der Weg geebnet war, das verlockend in der Ferne winkte. Nur weg war sie dann von hier, fort aus diesem schrecklichen Orte, von diesem langweiligen Hofe.

In diesen Augenblicken fühlte Beate nur, daß sie hier nicht glücklich war; aber sie vergaß, daß sie auch früher in der Stadt das Glück nicht gefunden hatte. Sie vergaß auch an die Zukunft zu denken, an die Zukunft, in der sie fern vom Hofe leben würde und von der sie doch nichts erwartete, erhoffte.

Aus dem nächsten Städtchen kam manchmal ein Güterschlächter ins Dorf, der schon mehrere Wirtschaften gekauft und zerstückelt hatte. Die kleinen Leute rissen sich um die angebotenen kleinen Parzellen von zwei bis fünf Morgen Größe. Sie brauchten darauf nur eine mäßige Anzahlung zu machen. Im übrigen schoß ihnen der Güterschlächter die Restsumme der Schuld auf fünf Jahre unkündbar vor, so daß sie unter günstigen Bedingungen gekauft zu haben glaubten. Es fehlte daher bei solchen Aufteilungen von Wirtschaften niemals an zahlreichen Käufern, und der Verkäufer und der Güterschlächter Schenk machten ein gutes Geschäft.

An diesen Schenk dachte Beate. Wäre es nicht vielleicht klug von ihr gewesen, ihn wie zufällig auf den Hof kommen zu lassen, ihren Mann mit einem günstigen Angebot zu überraschen?

Aber nein, weg mit diesem Gedanken! Wahrscheinlich hätte sich Richard mit dem Käufer erst gar nicht in einen ernsthaften Handel eingelassen. Und dann hätte er ja auch mit Recht Verdacht geschöpft, wie der Güterschlächter auf die Idee kam, gerade bei ihm, der doch nie ein Wort vom Verkauf seines Hofes geäußert hatte, ein Kaufangebot zu machen.

Am besten war es daher, sie suchte Richard noch einmal direkt zu beeinflussen. Wenn er sie wirklich so liebte, wie er es vorgab und wie sie es auch glaubte, dann würde er vielleicht doch von selber auf ihren Vorschlag eingehen. Eine passende Gelegenheit für diesen neuen Schritt würde sich auch schon finden.

* * *

Richard Salden war ein ganz anderer geworden, als er früher war. Er sprach nur wenig und seinen Leuten gegenüber nur das Notwendigste. Diese flüsterten sich untereinander zu, daß er nun fast ebenso einsilbig sei wie seine stolze Frau, ja keinem Menschen etwas Böses tue, die aber auch noch kein einziges, überflüssiges Wort geredet habe.

Auch seine gerade, stolze Haltung hatte er verloren und den fröhlichen unbefangenen Blick seiner Augen. Er trug jetzt stets den Kopf etwas vornübergebeugt, und immer schien er etwas in Gedanken mit sich herumzutragen. Und das konnte nichts Frohes sein und nichts Leichtes; denn seine Augen nahmen so oft einen traurigen Ausdruck an.

(Fortsetzung folgt)



Die Feier der Sommersonnen-Wende in Schlesiens alter Zeit

Von F. Lachmann in Tarnau

Unser Heimatland Schlesien ist reich an mannigfachen Gebräuchen, die im vorchristlichen, altgermanischen Volkstume ihren Ursprung haben. Wir können diese Gebräuche in ihren Anfängen in der nordländischen Edda finden, wo sie vom dichtenden Volksgemüte schon vor Jahrtausenden geschaffen wurden und sich an Vorgänge in der großen und düstern Nordnatur in symbolisierender Weise knüpften.

Mit ewig neuschaffender Kraft wirkten die einmal in der germanischen Volksseele entstandenen, mythologisierenden Regungen, die Natürliches mit Geistigem verbanden. Im Laufe der nachfolgenden Jahrtausende erfuhren die volksgeschaffenen Phantasie- und Gedankengebilde eine immer deutlichere Ausgestaltung; sie wurden, besonders als das Christentum bei den nordgermanischen Stämmen Eingang fand, sozusagen hinüber- und hineingedeutet in die geist- und herzveredelnde Ethik, die dem bisher rohen Gedanken- und Gefühlsinhalt der Germanen erst rechte Weihe und Wert verlieh. Die alten Germanen waren ein gemütstiefes, edelangelegtes Volk, das Sitte und Religion notwendig hatte. Stämme dieses Volkes zogen sich im Laufe der Zeit aus dem kalten Nordlande nach Süden zu, und so gelangten sie auch in unser schlesisches Land; hier machten sie sich seßhaft, vergaßen ihr unruhiges Wanderleben und gewannen die neue Heimatscholle lieb. Obgleich von der Kernmasse ihres Volkes von nun an getrennt, blieben sie doch, ihrer Eigenart gemäß, in seelischer Fühlung mit den nördlichen Volksgenossen; und auch im neuen Lande behielten sie ihre ererbten Volksgebräuche bei.

Wir, ihre Nachkommen, haben zwar heut nur noch verblaßte Ueberbleibsel jener uralten Gebräuche; dennoch verlohnt es sich, diese Reste etwas näher zu betrachten.

Hierbei ist es besonders die Zeit der Sommersonnenwende, die unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Unsere Vorfahren huldigten in religiöser Beziehung dem unmittelbaren Naturdienst. Alle großen schrecklichen oder lieblichen Erscheinungen am Himmel, auf der Erde und im Meere wirkten auf ihr Denken und Empfinden. Sie personifizierten die ihnen feindlichen oder freundlichen Naturgewalten. Um ihrer Gesinnung gegen diese Mächte in der Natur Ausdruck zu geben, verfielen sie auf die verschiedenartigsten Gebräuche. So entstand auch die Feier der Sommersonnenwende, die sich in Schlesien fast bis in die Gegenwart hinein unter dem Landvolke erhalten hat. Unsere heidnischen Ahnen legten dem Tage der Sommersonnenwende eine spezielle Wunderkraft bei. Für sie war die Zeit, in welcher das flammende

Tagesgestirn am längsten am Himmel stand, ein hochbedeutsamer Wendepunkt des Jahres. Sie begingen zur Sommersonnenwende bereits die Trauerfeier für den von den Pfeilen des finstern, nordischen Winters getroffenen, dahinsinkenden Sommergott. Als das Christentum bei unseren Vorfahren Eingang fand, übertrugen sie die Wunderkraft dieser Zeit der Sommersonnenwende auf den Johannistag. Hatten die heidnischen Germanen an diesem Tage ihren Göttern in Walhalla große Metspenden in mächtigen Trinkhörnern dargebracht und sich wohl auch bei dieser Gelegenheit einen Rausch angetrunken, so verehrten ihre christlichen Nachkommen am 24. Juni den Wüstenprediger Johannes auf besondere Weise. Unsere Vorfahren riefen an diesem Tage besonders jene Götter an, welche die heimischen Fluren und Getreidefelder vor Unwetter, Hagel und Blitzschlag behüteten. Ehe den Göttern geopfert wurde, reinigte man sich in den Fluten der schäumenden Gewässer, ähnlich wie die alten Griechen, von denen der Sänger der Ilias sagt, „daß sie die Befleckung ins Meer warfen". Nach dem Bade schmückte und bekränzte man sich. Kam der Abend heran, dann stieg man in Gruppen, ja, in Scharen auf die Berge und entzündete mächtige Feuer, die weithin durch die Nacht flammten. Die Gaubewohner sammelten sich auf der Höhe und rollten Feuerräder ins Tal hernieder. Die jungen Leute faßten sich dabei an den Händen, sprangen hüpfend auf und ab und sangen:

„Balder, du Lichtgott, laß leuchten die Sonne!
Balder, du Weißer, ach, schenk uns die Wonne!
Balder, du Guter, mit bläßlicher Wange,
Laß leuchten dein Licht uns noch recht lange!"

Die Flamme galt unseren Vorfahren, wie den Parsen, für heilig; sie schrieben ihr eine läuternde Kraft zu. An dem Tage der Sommersonnenwende genoß sie als Attribut des Feuergottes Donar und als Sinnbild der Sonne doppelte Verehrung. Während des Tanzes um die lodernde Flamme warfen die singenden Paare Blumen in die Glut. In manchen Gauen brachte man den Göttern — gewöhnlich dem Donar und dem Lichtgott Balder — Tieropfer dar; denn von der Güte und Gunst dieser Götter hing das Gedeihen der Feldfrüchte ab.

Zürnte der große Donar, so blickte er finster, indem er die Brauen zusammenzog; um seinen Mund zuckte der Unmut, und es blitzte, und seine Zornrede gab sich kund im Donnergrollen. Der milde Balder ließ sein großes Sonnenauge zwar freundlich leuchten; aber ein ihm feindlicher Gott — der ihn später auch tötete — umzog oft mit Nebel, Wolken und Sturmwettern sein Gesicht. Dann war es düster auf der Erde, und die Menschen erschraken und zitterten.

Der Tag der Sommersonnenwende wurde von unseren schlesischen Vorfahren als ein besonderer Heils- und Glückstag angesehen. Brach man an diesem Tage die Zwiebeln, so nahmen die Knollen an gedeihlichem Umfang zu; schüttelte der Hausvater das grüne Rebenlaub, so wurde die Fruchtbarkeit des Weinstockes erhöht und gesegnet. Bestrich man sich beim ersten Strahl der jungen Sonne mit Eichenreisern, so heilte dadurch jede Krankheit des Leibes. Der Bauer und der Fuhrmann suchte Wachholderholz, das frisch am Johannistage gepflückt war zum Peitschenstiel; denn dadurch wurden die Pferde gegen allerhand Spuk der bösen Geister gefeit. Aus eben diesem Holze ließ sich die Bäuerin die Gerätschaften zum Buttern anfertigen, damit sich der Rahm schneller und schmackhafter verdichte. Die jungen Leute legten nach ihrer Weise diesem Tage eine besondere Bedeutung bei. Ein Tanz, welchen man am Tage der Sommersonnenwende dreimal im Kreise mit dem Herzallerliebsten hinter dem Hause aufführte, trug zum Eheglück viel bei. Der Tanz, der von Hausgenossen an diesem Tage um das Haus aufgeführt wurde, schützte dieses ein ganzes Jahr vor Wetterschäden, und seine Bewohner blieben vor Pest, Blattern, Beulen, Geschwüren und besonders vor Zahnweh bewahrt. Am Tage der Sommersonnenwende durften die Bräute nicht mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bett springen, sonst starben sie im selben Jahre.

Im 16. und 17. Jahrhundert war in fast ganz Schlesien noch die Sitte verbreitet, daß man sich am Tage der Sommersonnenwende badete, weil dem Wasser eine wunderwirkende Kraft zugeschrieben wurde. Das Bad wurde von jungen Männern gewöhnlich um die Mittagszeit genommen, und zwar dann, wenn die Sonne kulminierte. Man meinte, der Körper des Badenden empfange dann von Wasser und Licht dauernde Gesundheit, Frische und Elastizität und werde gegen alle Unbilden des Wetters gestählt. Gegen Abend, zur Zeit des Sonnenunterganges, suchten auch Mädchen und junge Frauen geheime Badeplätze auf, um im Wasser Gesundheit für den Körper zu suchen. Sie beachteten bei diesem wunderkräftigen Baden mancherlei Zeremonien. Ehe sie ins Wasser stiegen, blickten sie erst nach der untergehenden Sonne. Strahlte das Gestirn im Abscheiden durch goldrotes Abendgewölk, so war das ein gutes Zeichen für sie; denn dann wurden sie Mütter kräftiger und bildschöner Kinder. Ging dagegen die Sonne hinter dunklen Wolken unter,

während sie sich wuschen, so wurden die Badenden in der Liebe und der Kindergeburt unglücklich. Aeltere Weiber badeten sich, um sich zu verjüngen. Die Badestellen wurden kurz vor dem Einstieg ins Wasser an den Rändern mit Blumen und den Zweigen des Eichbaumes umsteckt. Das Wasser der Waldflüsse und Teiche sollte durch die Macht der Waldgeister, die zur Sommersonnenwende um die Quellen und Teiche schwebten, besonders heilsam wirken. In ganz Oberschlesien fanden sich um Johanni, gegen Abend, oft auch kurz vor Mitternacht, Frauen und Mädchen an den Ufern der Gauflüsse ein, trugen um Hals und Brust selbstgeflochtene Blumengewinde, die mit Efeu- oder Eichenblättern durchwirkt waren und wuschen sich dreimal Gesicht, Brust und Arme, weil sie hofften, auf diese Weise Schönheit und Gesundheit zu erlangen. Wurden sie von Männern beim Waschen überrascht, so wirkte das Wasser nicht.

Die Sitte des „Sommer- oder Johannisfeuers“ hat sich in unserm Schlesien bis in die Gegenwart hinein erhalten. Schon Wochen vorher werden von den jungen Leuten Häuflein alter, trockener Besen gesammelt. Ist der Abend des 24. Juni herangekommen, dann versammeln sich Kinder, Mädchen und Burschen, beladen sich mit dürrem Reisig und mit Besen und eilen hinauf auf die Berge. Kaum ist die Dämmerung angebrochen, so leuchtet es an vielen Punkten zugleich auf. Hunderte von Lichtern bewegen sich auf und ab. Hin und wieder flammt es an gewissen Stellen grell auf; denn Haufen von dürren Reisern sind entzündet worden. So weit das Auge reicht, bemerkt es kleine Feuerchen. Mädchen und Burschen springen mit brennenden Besenstumpfen auf und ab und rufen und singen. Auch kleine Kinder laufen mit ihrem Lichtlein durcheinander. An den lodernden Reisighaufen hüpft jung und alt neckend und scherzend vorüber. Ganze Gruppen von Leuten finden sich bei solchen Feuern zusammen und ergötzen sich an den Szenen, die sich unter dem jungen Volke abspielen. Nach und nach verliert sich das Interesse an dem lustigen Spiel, und während die Feuer langsam verglühen, begeben sich die alten und jungen Pärchen schäkernd nach Hause. An einzelnen Bergstellen werden bei dieser Feier auch wohl Schüsse oder „Böller“ losgelassen, die dem Vergnügen noch mehr Reiz und Bedeutung verleihen.

Besonders die Mitternacht dieses Sonnenwendtages besaß nach der Anschauung des Volkes eine geheimnisvolle Kraft. Man läutete in alter Zeit mit allen Glocken, um Spuk und Zauber schlimmer Geister zu bannen. Wer ein Sonntagskind war und sich die Mühe nicht verdrießen ließ, konnte einen Kobold fangen, wenn er im rechten Augenblicke die Worte flüsterte:

„Kobold, Kobold, ich rufe dich!
Neckgeist, Neckgeist, hörst du mich?
Sollst dich mir als Vogel zeigen,
Kannst dich auch als Zwerglein weisen;
Nur, du Wichtlein, ich dich bitt',
Nimm mich in dein Reich nicht mit!“

Wer den Kobold sehen und erwischen wollte, mußte vorerst einen Ameisenhaufen, mit Maulwurfslöchern versehen, finden, auf dem ein schwarzer Raubvogel saß. Ließ er dann sein vorgenanntes Sprüchlein los, so verwandelte sich der Vogel alsbald in einen Zwerg, den man mit einem bereit gehaltenen Sack fangen konnte. Dieser Sack mit dem eingesperrten Kobold wurde nach Hause getragen. Der Kobold erwies sich dann beim Oeffnen als ein den Menschen freundlich gesinntes, fleißiges Heinzelmännchen, welches allerlei Arbeit verrichtete, die dem Menschen sauer wird.

Selbst auf die Pflanzenwelt sollte nach dem Glauben unserer Vorfahren die Sommersonnenwende großen Einfluß haben. Die Heilkräuter erhielten in dieser Nacht ihre wunderwirkende Kraft. Kräutersuchende Frauen gingen daher zur bestimmten Stunde auf Wiesen und in Wälder und sammelten ganze Bürden von Blumen und Kräutern, um diese zu Hause unter Sprüchen und Gebeten an geeigneten Orten aufzubewahren. Die Apotheker jener Zeit kauften solche in der Johannisnacht gepflückte Kräuter mit besonderer Vorliebe. Wer ein Sonntagskind ist, findet in dieser Nacht auch die lichte Wunderblume, die verborgene Schätze entdecken hilft, wenn man mit ihr die Erde berührt und das Zaubersprüchlein auffagt:

„Wunderblume aus Himmelsland!
Bist Sonntagskindern nur bekannt.
Wer dich entdeckt zur heil'gen Stund',
Tut in der Erde manch edlen Fund.
O laß dich finden, laß dich blicken!
Tu uns mit einem Schatz beglücken!“

Bis heute hat sich bei uns die Sitte erhalten, daß die Kinder am Johannistage die sogenannte „fette Henne“ pflücken und einzelne Stengel in die Ritzen der Haus- und Stubentüren und in die Fenster stecken. Nach der Zahl der Familienglieder werden diese Stengel angebracht. Wessen Stengel zuerst verwelkt, der muß zuerst sterben. Da um die Sommersonnenwende die weißblätterige Johannisblume mit dem großen, goldgelben Stern in der Mitte auf Wiesen und Feldern zahlreich vorhanden ist, pflückt man auch diese und steckt sie in Büscheln, mit Eichblättern vermischt, an die Fenster und an die Türpfosten.

Um Johanni sehen wir in milden Sommernächten im Grase glühende Fünkchen. Das sind die leuchtenden Johanniswürmchen, vom Volksmunde seit alter Zeit auch „Sonnenwendkäferchen“ genannt. Ueber die Entstehung dieser kleinen Leuchttierchen hat sich im schlesischen Landvolke folgende liebliche Sage gebildet. Johannes der Täufer ging einstens sinnend am Bache hin; er schritt durch Gras und Blumen. Wie er nun, in Gedanken vertieft, dahinwandelte, sah er ein unscheinbares Würmchen am Boden kriechen. Er flüsterte vor sich hin: „Ob das Würmchen wohl eine Seele hat, oder ob es nur verfliegender Staub ist? Ob der Ewige auch sein gedenkt?“ Heller glühte das Würmchen in diesem Augenblicke auf, als wollte es dem Wandelnden dadurch Antwort über sein Wesen und Leben und seine Bestimmung im Reiche der irdischen Geschöpfe geben. Johannes hob es auf, setzte es voll Mitleid auf eine Blume und sprach: „O, lebe nur und freue dich des Daseins!“ Kaum hatte St. Johannis Hand das Tierchen berührt, so glühte es noch schöner auf als vorher, als habe Liebesglut sein ganzes Wesen entflammt. Es wuchsen ihm die Flügelchen, und das Käferchen flog wie ein flimmerndes Sternchen durch die Luft. Seit jener Stunde zieht es in lauer Sommernacht wie ein glitzernder Smaragd durch Fluren und Felder; und wenn es müde geworden ist vom Fluge und sich berauscht hat an dem Nektar und Duft der Sommerblumen, dann taumelt es wonnetrunken auf die Johannisblume und hält süße Schlummerrast. Auch die alten Germanen, unsere Vorfahren, kannten das „Sonnenwendwürmchen“ und die Johannisblume. Der Blume gaben sie den Namen „Balderstern“, das Würmchen hießen sie „Balderfunken“. Sie meinten, im Beginn des heißen Sommers habe der milde Gott Balder vom glühenden Sonnenball Funken auf das Würmchen fallen lassen, damit es den Guten und verirrten Wanderern in der Nacht leuchte. Von der Blume, die sie „Balderstern“ nannten, glaubten unsere heidnischen Vorfahren, Gott Balder habe sie einstens gar liebevoll angeblickt, da habe sie vor Ehrfurcht die weißen Blättchen zusammen gelegt; aber Balders Auge ruhte voll Innigkeit und Milde immer noch auf der Blume. Da öffneten sich die weißen Blättchen langsam wieder; und in ihrer Mitte zeigte sich ein goldner Stern, entstanden durch den lichten Blick des milden Gottes.

Johannisabend

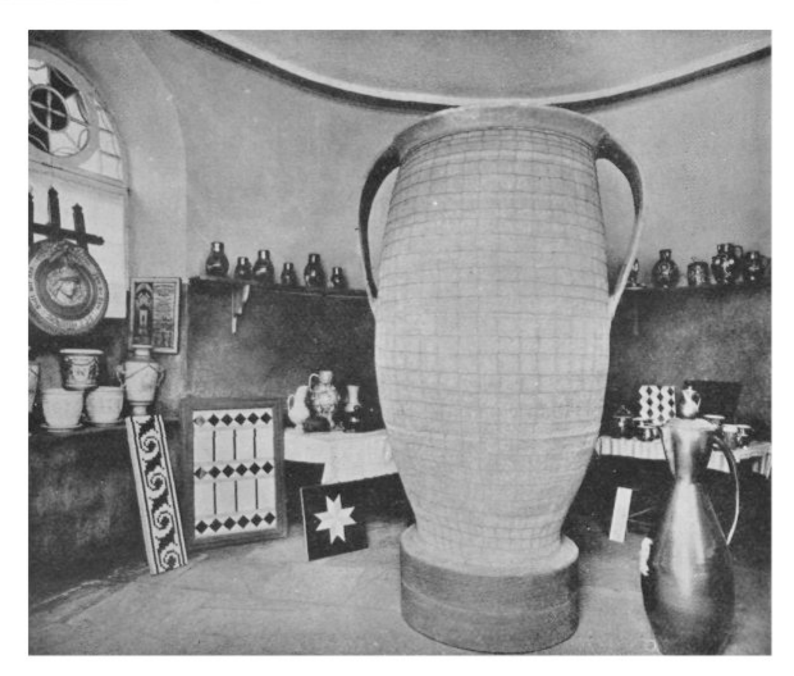
Frau Sonne, willst du nicht schlafen gehn?
Bleibst gar so lange am Himmel stehn.
Magst dich von der blühenden Welt nicht trennen?
Geh, eile, bald sollen die Flammen brennen,
Viel lodernde Feuerlein dir zu Ehren!
Der Urväter sinnige Heidenlehren,
Sind heute zu neuem Leben erwacht:
Man feiert draußen die Mittsommernacht!

Johannisabend, so warm und weich!
Wie ist jetzt die Welt doch an Düften reich,
Das Heu, es breitet sich auf den Rainen,
Die ersten flimmernden Sternlein scheinen;
Viel weiße Rosen leuchten im Garten,
Es kann der Jasmin seine Zeit kaum erwarten,
Die Bäume flüstern, es raunt der Bach,
Die Geister der Berge, bald werden sie wach.

Ei seht! Auf den Höhen dort glimmt es schon auf.
Es wimmeln viel dunkle Gestalten hinauf.
Ihr Bürschlein, wie seid ihr voll Eifer gelaufen,
Habt Besen gebettelt zum lodernden Haufen!
Wir hören sie prasseln und sehen euch springen,
Wir sehen die feurigen Besen euch schwingen
Zu Ehren der Schönheit, der Sonne, dem Licht.
Springt über die Flammen, sie brennen euch nicht!

Die zuckenden Feuer verglimmen bald,
In nächtlicher Rast liegt der schweigende Wald.
Doch drinnen, da waltet ein heimliches Leben,
Viel schimmernde Pünktchen schwanken und schweben;
Blauglühende Würmchen gleißen und gleiten,
Dem Walde sein Sonnenwendfest zu bereiten.
Ein Bursche, ein junger, fängt hurtig sie ein
Und schmückt sein Lieb wie mit Edelgestein.
„Hei“, denkt er, „mir hat von den Feuerlein allen
Doch keines so gut wie dies eine gefallen!“

Erika Dercks



phot. Gebauer in Bunzlau

Der große Topf in Bunzlau

Alt-Bunzlau

Von Helene Knotta in Brieg

Nähert man sich im Eisenbahnwagen von Kohlfurt her dem Bahnhofe Bunzlau, so bietet sich den Blicken ein eigenartiges Stadtbild dar: wie eine Burg mit Turm und Zinnen (der erstere besitzt 40 Meter Höhe) liegt das Gymnasium vor uns, (Bild auf S. 498), ein Prachtbau in gotischem Stile; nicht weit davon sind, großen Spargelstangen gleich, zahlreiche Schornsteine emporgewachsen, und inmitten der vielen durcheinanderkrabbelnden, kleinen, schrägen Dächer ragen ruhig und still die Kirchtürme auf. Es lohnt, den mancherlei Schönheiten des Städtchens ein paar Stunden zu widmen.

Wer Bunzlau besucht, versäume zunächst nicht, seine keramischen Erzeugnisse in Augenschein zu nehmen. Wertvolle Anregungen gibt auf diesem Gebiete die keramische Fachschule (Bild auf S. 499), welche in einer Fach- und einer Abendschule theoretischen und praktischen Unterricht erteilt. Da das jährliche Schulgeld für Reichsdeutsche nur 20 Mark beträgt, ist auch Minderbemittelten die Ausbildung in dieser Anstalt ermöglicht.

Wer aber glaubt, man habe früher nichts Hervorragendes in der Töpferei geleistet, der sehe sich „den großen Topf" an, welchen man unweit der Stadtgärtnerei an der Promenade gegen ein geringes Eintrittsgeld besichtigen kann. Zwei Meter ist er hoch, und 150 Jahre gleich ihm hat gewiß selten ein Topf ausgehalten.

An der katholischen Kirche geht man ebenfalls nicht vorbei, ohne ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. Auf völlig ungleich hohen Mauern ruht ein hohes, schräges Ziegeldach. Ins Mauerwerk sind Grabsteine eingesetzt; nicht weit davon streckt eine Sonnenuhr den langen Zeiger aus. Die Umgebung dieses interessanten Baues ist zwar alt, läßt aber an Schönheit viel zu wünschen übrig. Zum Teil recht schmutzige, kleine Häuser sind es, einige von ihnen durchbrochen von düsteren Ausgängen nach den benachbarten Straßen.

Ein anderes Bild: wie eine Glucke inmitten ihrer Küchlein sitzt das Rathaus am Markte unter den schmalen Häusern mit den vielgestaltigen Giebeln und den tiefen, gewölbten Hausfluren, in deren Hintergrunde die Treppenaufgänge nach den oberen Stockwerken führen. Die ältesten Teile des Rathauses, zu denen der Ratskeller gehört, stammen aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts; als Erbauer nimmt man den Görlitzer Baumeister Wenzel Roßkopf an. Wenige Jahrzehnte später entstanden ist das Portal am Eingange zum Ratskeller, ein Meisterwerk



phot. Gebauer in Bunzlau

Das königliche Gymnasium in Bunzlau

deutscher Bildhauerkunst mit den beiden als Hochreliefs vorspringenden Kriegerköpfen und den kunstvoll herausgemeißelten Laubgewinden. Dieses Portal und ein zweites, das zwar weniger reichen Schmuck aufweist, aber doch auch eigenartig und schön ist, gehörten ursprünglich zu zwei gegenüberliegenden Häusern am Markt und wurden bei deren Umbau 1893 von der Stadt angekauft und dem Rathause eingefügt. Ein behaglicher Raum ist der Ratskeller, dessen von Alter und Rauch stark gedunkelte Deckenwölbung durch Bogen- und Sternformen aus Sandsteinrippen in zahlreiche Felder gegliedert ist, in deren größtem Teile schlesische Wappen und Bildnisse schlesischer Fürsten angebracht sind.

Tritt man, von der Schloßpromenade kommend, in den weitausgedehnten evangelischen Friedhof, so sieht man links eine alte Grabkapelle, deren kürzlich beabsichtigter Abbruch glücklicherweise seitens der Regierung verhindert worden ist; wendet man sich nach rechts, so fällt das Auge auf eine lange Reihe von aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammenden Grabsteinen, die dort in die Friedhofsmauer eingelassen sind. Reicher Bilderschmuck bildet den Rahmen eines jeden, Gestalten aus der Bibel, allegorische Figuren; ja, hier und da ist ein steinernes Porträt des Verstorbenen eingefügt, an einer Stelle z. B. das eines Pfarrers, der dort beerdigt liegt. Die Ruhestätte eines ein Jahr alten Kindes trägt folgende Aufschrift:

„Dem Vatter und der
Mutter mein



phot. Gebauer in Bunzlau

Der Osteingang des Rathauses in Bunzlau



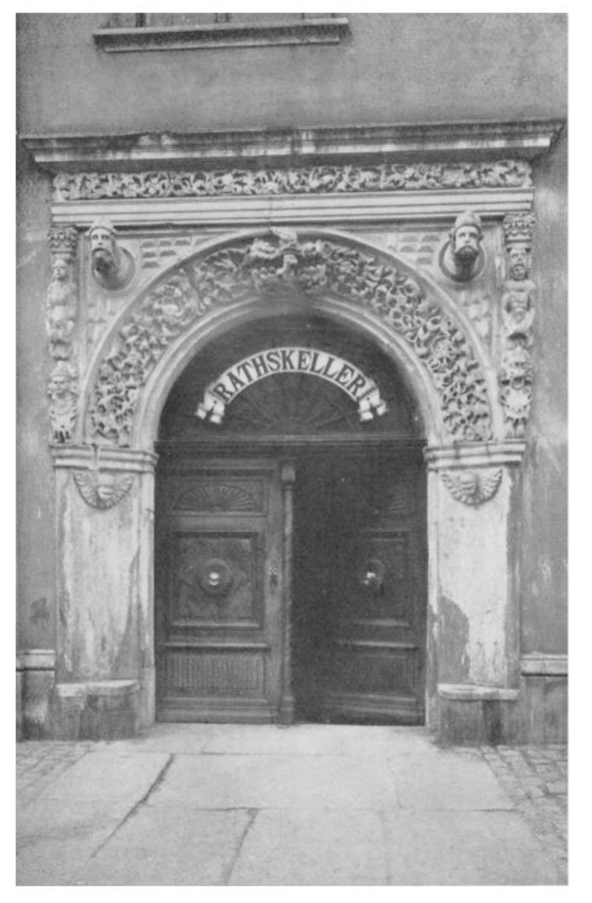
phot. Gebauer in Bunzlau

Die keramische Fachschule in Bunzlau

War ich ein liebes Töchterlein;
Gott, dem ich aber lieber war,
Der nahm mich auf zur Englein Schar.
Der Eltern Treu daß Hertze bricht,
Die mir daß Grabmahl aufgericht."

Unter diese Worte hat der Bildhauer als Reliefs zwei kleine, dicke Engel gestellt, die das Töchterlein an der Hand halten; dieses ist aber $1^1/_2$ mal so groß wie seine Gefährten, trägt ein langes Kleid und sieht keineswegs nach einem Lebensalter von einem Jahre, sondern vielmehr recht erwachsen aus; man hat überall hier seine Freude an der naiven Darstellungsweise.

Mannigfach verschieden sind die Worte, welche die Hinterbliebenen ihren Verstorbenen gewidmet haben, schon bei Angabe der Geburts- und Todesdaten: „Gott stellete ihn auf den Kampfplatz dieser Welt Anno . ." „Sie erfreute die Eltern durch ihre Geburt Anno . . ., betrübte sie durch den Tod . . ." „Sie erblickte die Welt . . und verließ dieselbige." „Sein Eingang in die Welt war . . . sein Ausgang . . ."



phot. Gebauer in Bunzlau

Der Südeingang des Rathauses in Bunzlau

Gute Zeugnisse werden auf mehreren Steinen ausgestellt: „Die Ehr-, Sitt- und Tugendsame Frau . . ." heißt es da, oder: „Geehrter Leser! Hier findestu ein unauflößl. Band: Zwey einander hertzl. liebende Eheleuthe . . ." oder: „Mein Leser, geh nun fort, und denk an diesen Stein! Hierunter ruht ein Mann von ungemeinen Gaben. Drum soll die Wissenschaft bey uns unsterblich sein. Ach schade! Daß wir Ihn nicht sollen länger haben."

Eine ganze Lebensgeschichte ist in kunstvollen Lettern bei manchen zu lesen, mit sinnigen Betrachtungen verwoben, z. B.:

„Sterblicher!

Suchestu deinesgleichen, ein Bild der Zerbrechlichkeit, hier findestu, was du verlangest: Es ist der . . . (unleserlich) Ehren wohlgeachtete und nahmhaffte Herr Balthaser Umlaufft, Bürger und eines löbl. Handwerks der Töpffer allhier gewesener Ober-Eltister, deßen Ursprung war, nechst Gott, von Christ. Eltern, aber auch von zerbrechl. Menschen allhier in Buntzlau Ao. 1669 d. 1. Dezember. Sein gantzes Leben zeugete von der Zerbrechlichkeit, und weil er als ein zerbrechl. Mensch mit zerbrechl. Gefäße umgieng, so wurde er am Ende seines Lebens gewahr, daß alles in der Welt der Zerbrechlichkeit unterworfen sey. Denn es wurde der Bau der zerbrechl. Hütten den 7. Juny 1714 durch einen gewaltigen Stoß der Krankheit zerbrochen, nachdem er als ein durchs Feuer der Trübsaal bewährtes Gefäße Gott und dem Nechsten rühml. gedient 44 Jahre 26 W."

Es ist also unmöglich, zu vergessen, daß man sich in der Töpferstadt befindet.

Am Schluß der Daten aus dem Leben eines andern finden sich die Worte: „Der Weinstock ist ein Vorbild Menschl. Lebens: Die Augen zeigen den Ursprung, die Trauben das Wachstum, die Kelter das Kreutze, und der eingelegte Stock schildert den Tod ab."

Ich setze meine Wanderung fort und gelange nach einer kleinen Weile an eine dunkle Gasse, begrenzt von der Stadtmauer; über die Straße legen sich als Bogen in einiger Entfernung von einander düstere Hinterhäuser mit leeren, unfreundlichen Fenstern. Eine Schmiedewerkstatt ist hier, und altes Gerümpel liegt auf einem Sims der Mauer, auf der Unkraut sich eingenistet hat. Vergeblich spähe ich nach dem Namen der Gasse; kein Schild verrät ihn. Einen des Wegs daherschlendernden Schuljungen frage ich, ob er ihn weiß.

„Nee!"

Er „zinnt", bleibt stehen, die Hände in den Hosentaschen, und starrt mich neugierig an. Ein Dienstmädchen naht, den Henkelkorb am Arme.

„Ich weeß alleene nich," lautet ihre Auskunft, und sie geht weiter. Jetzt wende ich mich an eine alte Frau, die müßig ein paar Schritte von uns entfernt zuschaut.

„Ich hoa keene Ahnung!"

Sie inquiriert, mir zu helfen, zwei Freundinnen, die eifrig miteinander plaudern.

„Wo wulln S'n hien?" lautet die Antwort der ersten; „Wohin wulln S'n loofen?" verbessert die zweite. Ich muß, beguckt von dem Schuljungen und den drei alten Weibern, die mich kopfschüttelnd daraufhin ansehen, ob ich „oben ganz richtig" sei, fürchten, einen Volksauflauf heraufzubeschwören, umsomehr, als sie jetzt gar noch einen Mann herbeiholen. Auch dieser weiß zwar den Namen der Gasse nicht, ist aber selbstverständlich der einzige, der einen Ausweg findet: er geht in einen benachbarten Bäckerladen fragen und kommt mit der Nachricht wieder: „Nu! — Spießgasse!"

Ein Aufleuchten geht über die Gesichter um mich her, und eine Stimme sagt:

„Ich ducht mersch bale!"

Pachulke August is tälsch

Humoreske in schlesischer Mundart von Dr. A. Höher in Berlin

Ei insen Durfe Klee-Nulpe woar oalles ei schinnster Uffrägung. 's woar glei, als wenn ma miet am alen Priegel ei am Haufen Omsen 'rimstekert.

Woas ock 's Durf oan Moannsleuten und Froovölkern, kleen und gruß, hoatte, doas woar oalles uf där Durfstroaße. Doas kleene Vulk joate sich a wing und toat „Hoaschkätel" spieln, de jungen Pauerburschen und Madel machten sich de Gelägenheet zu nutze, kindschten mit ananđer und beschmoatzelten sich hinger a Zäunen, und diede schund moannboarer woaren, die stunden lebhoft tischkerierend und tebattierend beisoamm'n. Im de Arbeet kimmerte sich kee's, und derbeine woar's Heu uf a Wiesen a su treege, doaß 's hätte sull'n eigefoahr'n war'n, und ei a Ställen prillte 's Vieh wie drähnde noach Futter.

Oaber de Leute woar'n reen kullrig; irscht wullten se ock sahn, woas de hie no war'n wirde. A su woas hoatte jo 's ganze Durf no nie derlabt. Murne stund's gewiß schund ei oallen Blättern, und de feinsten Leute toaten's lasen, doaß de — nu, woas denn? — nu, doaß Pachulke August tälsch woar.

A wing dämlich woar a jo schund immer gewast, oaber doas woar ei Klee-Nulpe nie a su ufgefoall'n, und vur oallen Dingen, 's hoatte niemanden nischte nie geschoad't. Wenn a o moanchmoal uf där Viehweide — a woar Gemeendehirte und mußte hauptsächlich de Schoafe, wenn's poaßte, oaber o amoal 's Rindvieh oder de Schweindla

uf a Stuppelacker treib'n — ich meene, wenn a o moanchmoal do draußen toat, oals wenn a a ganzes Rägement Suldoaten zu kummandieren hätte, und fer meinswägen zu am alen Uchsen soate: „Sie, Härr Hauptmann, giehn Se nie a su noahnde oan a Feind roan, där schißt“ oder a poar muntre Ferkel oanfeuerte: „Ganzes Patalljon, Traab!“, desterwägen brauchte ma jo no nie glei zu glooben, doaß a ganz und goar miet 'm Dämelsacke geschloan wär.

Jitzund oaber woar'sch uf eemoal ganz kloar, doaß a nich richtig ei'm Eberstübel woar. Schund seit a poar Tagen, wu a ei Brassel de Schwaster besicht und am Vurtrag vo am sitten Naturdukter zugehurcht hoatte, do machte a schund immer a su ganz komische Männdel. A trunk ock bluß no Woasser, ei a Kratschem wullt' a ock oalle Wuchen no eemoal giehn, a oaß kee Fleesch meh, hingägen wurgt' a ganze Kohlstrünke, rute Rüben und andres Viehfutter ei sich nei und boad'te sich Tag fer Tag draußen ei'm Puschteiche zum wingsten de Beene, moanchmoal schanierlicherweise o sei ganzes Gerippe. De milletär'sche Schraube wurde bei'm o immer luckrer, Hauptmoann woar'm schund goar niemeh genung, a hantierte ock blußig no mit Majur und Eckzellens under sennem Rindviech 'rim. Und groade dän Murgen, wu de Leute oalle uf där Stroaße stunden, woar'sch goar oarg gewur'n.

Do woar a ei oaller Härrgootsfriehe mit senner Kalleike Schoafe a su flink zum Durfe 'nausgeprescht, doaß jeder, där's soahg, 'm noachprillte: „Nu, August, biste tälsch? Luß doch de Schoafe sachte giehn!“ Und ee Pauer, dän de kleenen Lammla zu siehr derboarmten, ging derhingerhär, doaß a 'm amoal urndtlich wullte de Meenung soan. Wie a nauskoam, do hätt' a sich bale de Oogen aus 'm Kuppe 'rausgeschamt; denn Pachulke August hoatte sich senne poar Klunkern flink vum Leibe gerissen und stulzierte nu ei vuller Pracht under däm Schoafzeug 'rim, nackicht, wie 'n där liebe Goot erschoaffen hoatte.

„Ne, August, schamste Dich denn goar nie a wing? Wirschte Dir nie glei Dei bissel Gelumpe wieder oaziehn?“ fluchte där Pauer.

„Nee!“ meente August kurzweg, „a su bleib ich! Där Dukter ei Brassel hoat eemoal gesoat, 's kinnte oalles besser sein, wenn oalle Leute nackicht gingen. Gesünder wär'sch und schinner und a su oallerhand; Nackichtkultur oder su woas hoat a gemeent. Doas bluße Boarbsgiehn alleene tät's Kraut nie fett machen. 's sullten ock amoal a poar herzhoafte Kerle miet där neuen Mode oafang'n, do machten de andern dernoachert schund miet. Ock bluß ihr ale Dickschädel vum Durfe hoat halt keen'n Sinn nich fer a bissel hicheren Schwung. A wing kahld is es jo ei'm irschta Oogablick freilich, sustern oaber gefällt mer'sch ganz gutt. Nimm ock meine Klunkern miet und gieh wieder heem!“

Där Pauer muchte soan, woas a wullte, August blieb derbeine, a zug sich äbenst nich oan. Nu woar guder Roat teuer; miet Gewalt woar vurderhand nischte zu machen; denn August hoatte Bärenkräfte. Guttwillig wullt' a sich nie oazieh'n, also hoalf's nischt: där Pauer machte kehrt, ei's Durf 'nei, derzahlte ock schnell, woas August do draußen uffstellte und hullte sich a poar stämmige Purschen, miet dan'n a uf de Viehweide preschte.

Wie se August kummen soag, froat' a se ganz ei'm guden: „Nu, wullt 'r Euch o glei a wing auszieh'n? Hie is Ploatz fer oalle!“ Oober bale merkt' a, doaß die woas ganz andres wullten; denn se gingen uf 'n lus wie de Stierfechter uf a Bremmel. De Husa vum August hoatte eener ei där Hand und räd'te 'm gutt zu, a sellte doch keene Tummheeten machen und sich wingstens de Husa oaziehn. Wie a oaber o doas nie wullte, do suchten se 'n zu packen und eefach mit Gewalt 'neizustuppen. Oaber do koamen se schiene oan; August schlug im sich miet Händen und Fissen, prillte wie oam Spieß und schrie eemoal ieber'sch andre: „Lußt 'r mich glei zer Ruh? A jeder Mensch ei senner nackichten Scheenheet is a Keenig ei där Natur! Ich be o a Keenig! Kommt mer nie zu noahnde!“

Där Pauer und de Purschen soahn sich ock oan — se wußten Bescheed: August woar kumplett verrickt gewur'n; dän mußten se uf oalle Fälle hoan, su oder su. A poare koamen vo vurne, a poar vo hingen, und wenn's o a poar Backzähne und loahme Schienbeene kustete: ehb der August sich's versoahg, woar a schund gepackt, ei de Husa 'neigestuppt, 's Hemde wurd'm imgewurschtelt, und nu ging's heem. A muchte fluch'n und stroampeln, a su siehr a wullte, se bruchten 'n schund vurwärts, und wenn a goar nie loofen wullte, do hoalf anne urndtliche Tracht Priegel noach, und do ging a schund.

Ei'm Durfe, wu de oalles neugierig wie de Rutkatla uf där Stroaße stoand, sperrten se'n ei's Spritzenhäusel, und nu tauerte 's nich lange, do hoatte där Gemeendeschulze anne Versammlung ei a Kratschem eiberuffen; durte sullte där schwierige Foall noach oallen Kanten beroaten war'n. Ma woar sich bale ei'm Kloaren: Pachulke August woar äbenst tälsch. A mußte furt, nei ei de Stoadt,

wu oalle Verrickten sein. Wenn's o an urndtlichen Biehma Geld kust'n toat! Doas woar ma sich schund schuldig. 's hätt' jo suste kee Froovulk meh gekunnt uf de Stroaße gieh'n oder goar uf's Feld 'naus.

Ock blußig, wie sullte ma'n ei de Stoadt 'neibreng'n? Gefesselt uf an Woa'n schmeißen wie a schlachtboares Schwein, doasde niemeh loofen koann, oder wie an alen Verbrecher, kunnt ma'n doch schließlich nie, und guttwillig wird' a doch nie gieh'n! Där Durfschneider, därde ei'm Näbenoamte Boalbier woar, wußte Roat.

„Wißt'r," meent 'a, „ich be jo a bissel su woas wie Heilgehilfe, ich verstieh mich druf; wenn d'r wullt, ich iebernahm's, a August ei de Verricktenklinik 'neizubreng'n. Ma muß ock a su an tälschen Kerle gutt zuräden und 'n nie merka loan, wu denn eegentlich de Reise zugieht. Poaßt ock uf, ich breet's!"

Doas ließ sich hier'n, und dodrum woar'n se oalle dermeit eiverstanden, schund, weil se salber nischt beßres wußten. Där Gemeenderoat wurde ufgehoben, de Pauern satzten sich zu am Schoafkupp zusoammen und schweeften eenen Kurn noach 'm andern. Draußen däm Vulk uf där Durfstroaße wurde gesoat, woas ma beschlussen hoatte, und doaß se oalle sullten hibsch 's Maul hal'n und sich nischt merka loan, wenn där Schneider miet 'm August wirde durch's Durf kumm'n.

's wurde Mittag, bis de beeden endlich koamen; denn där Schneider hoatte ei'm Spritzenhause ieber'm August 'rimzupriestern gehoat wie ieber anner kranken Kuh. August wullte sich zuirschte goar nie zu gutte gahn. Oaber Koarle, woasde där Schneider woar, hoatte geräd't wie a Buch und hoatte'm oalles a su kloar ausananderposamentiert, doaß där oarme Kerl schließlich uf oalles eiging.

„Wißte, August," hoatt 'a gemeent, „doas vo hinte Murgen mußte dir nie a su ze Härzen nahm'n, 's woar jo ock oalles a reenes Versahn vo a poar schlifflichen Toapermicheln. Die alen Pauern hie wissen halt an Quoarg, woasde gutt is. Woas verstieht su a Gamel vo Nackichtkultur, milletär'schem Drill und sittnen Sachen. Wißte, groade doas miet däm Nackichtgieh'n, doas koann ich m'r schund ganz gutt denken. Woas kriegt ma fer stoarke Knuchen, und wie wird där Fuß gruß und breet, wenn ma a su's ganze Joahr boarbs gieht. Worum sullte ma do nie o ei'm ganzen grisser und stärker war'n, wenn ma nu und ma ging boarbs bis oan a Hoals 'nuff? Und woas kinnt 'ma sich nie oalles oan där Kleedasche, di ma niemeh braucht, derspoaren! Nee, ich soag schund, där Gedanke is nie tumm, und wenn ich ock nie a su schanierlich vur a Leuten wär', ich machte glei uf Brassel 'nei und spräch ieber doas Ding amoal miet 'm Dukter. Woas meenste 'n, hä?"

Und där ale, gude, tumme August woar glei Feuer und Fett fer die Idee und kruch uf a Leim, wie's där Schneider gewullt hoatte.

„Koarle, Du bist mei Moan!" soat a, „kumm, ich fiehr' Dich 'nei ei de Stoadt zu däm Dukter — ock, ich wiß no nie, wu a wuhnt."

„Doas wer ber schund derfoahr'n", treestete där Schneider, „ich hoa an guden Freund ei Brassel; där is Kratschmer und wiß doas fer ganz bestimmt."

Und nu gingen se beede de Durfstroaße 'nunder oan a Pauern und Pauerweibern stulz verbei, noahm 'n ei'm Kratschem no an urndtlichen Wuppdich uf Gemeendeunkusten und toappsten dann de ale, stoobige Schosseh entlang immer uf Brassel zu. 's ging ganz gutt; August derzahlte ei een'm Biegen vum Nackichtrimloofen und Keenig ward'n, und versproach 'm Schneider schund jitzund an ganzen Sack vull Thoaler, wenn a irscht tät a richt'ger Scheenheetskeenig sein. Koarle goab 'm feste Recht, hurchte gutt zu und hoatte seine Freede, doaß oalles a su gutt ging.

Ei där Stoadt gingen se nu zuirschte ei anne Kneipe, wu Koarle's Freund Kratschmer woar. Wie Koarle miet däm ock a poar Wurte alleene geräd't hoatte, do meente där o glei:

„Där Naturdukter? Nu freilich kenn ich dän, a kummt doch foast oalle Oabende hiehar an Schoafkupp spiel'n. Do gieht ock uf de Kletschkauerstroaße 'naus, durte wuhnt a."

Se gingen oaber nie glei; irschte verhoafteten se a poar Duppelkümmel uf eegne Rechnung, dann goab Koarle anne Lage zum Besten, August wullte sich o nie lumpa loan und goab o eene, nu koam där Kratschmer oan de Reihe, und su koamen se ei's Saufen 'nei. se wußten goar nie wie. Endlich triezte där August, där's miet där Nackichtkultur schund goar niemeh derwoarten kunnte, zum Giehn, und nu fehderten se sich, doaß se ock zum Dukter kämen.

Nu wurd's oaber drähnde: muchte där ale spillrige Schneider a Schnoaps nie a su gutt vertroan und vo dän poar Dingern schund beschlickert sein, oder mucht 'a glooben, doaß a miet Augusten o ieber'sch Verricktsein vernimftig reden kennte, weeß där Geier, a fung uf eemoal 's Loabern oan und mahrte 'm August a ganzen Ploan aus.

„Nie woahr, August," froat a'n, „Du kummst jitzund ganz gerne miet ei de Verricktenklinik?"

„Nee, Koarle, ber giehn doch zum Naturdukter vo wägen där Nackichtkultur und weil ber wull'n Keenig ward'n!" derklärt 'm August.

„An Dreck", vertefentierte sich Koarle, „Dei Naturdukter is ock fer de Verrickten do, und durte gieh ber he!"

August soahg'n sich a wing schief vo där Seite oan und meente: „Nee, wie Du o mahrscht, vurhin huste no ganz urndtlich vo däm Nackichtgiehn geräd't, und jitzund sprichste a su tummes Zeug!"

„Na, do luß ock gutt sein, August, wirscht schund sahn, ber kumm'n zu a Verrickten," ploatzte där Koarle noch amoal 'raus und loaberte immer wetter vur sich he. August soate nischte meh, a wußte, woas a wußte: se wullten zum Naturdukter und wullten froan, ehb se nich kennten uf'm Durfe de Nackichtkultur eifiehr'n und a su woas wie Keenig ward'n.

Derweile koam'n se ei de Kletschkauerstroaße. Koarle klingelte und froate noach'm Härrn Dukter, 's wär' eener drähnde im a Schädel. Jawull, hieß es, där Dukter sei do, se sellten ock 'rei kumm'n. Vur'm Dukter fung där Koarle, obschund a kaum stiehn kunnte, miet loabriger Zunge glei wieder zu schwoadern oan:

„Härr Dukter, 's is eener verrickt gewurn."

„Nee, nee, Härr Dukter" underbroach'n där August, „ber wullten ock bluß froan, ehb ber nie kennten ei Klee-Nulpe de Nackichtkultur eifiehr'n. Oaber Se sein doch goar nie där Naturdukter, därde verwichnen Sunntig dodrieber an Vurtrag gehal'n hoat. Där hoatte doch ganz lange Loden und keene Prille."

„Nein, der bin ich nicht", soate där Dukter, „Sie sind doch hier in der Irrenanstalt."

„Ach su", meente August, „nu, do nahm'n Se's ock nich fer iebel, doaß ber ins verloofen hoan. Oaber weil ber nu groade hie sein, do sahn Se sich ock amoal meenen alen Freund a wing genauer oan!" Dodermiet zeigt' a uf a Schneider, där de vur Besuffenheet a poarmoal ei där Stube 'rimgeturkelt und dernoachert uf am Stuhle eigenickt woar. „Sahn Se ock, där oarme Kerl is mer underwägens iebergeschnoappt. Ber wullten zu däm Naturdukter, und doderbeine räd't der Koarle schund anne ganze Weile nischt wie verricktes Zeug!" Und nu derzahlte a ei senner engnen Verricktheit a su an Haufen tälsche Sachen vo däm oarmen Koarle, där de doch bluß besuffen woar wie anne Timpelkräte, doaß där Dukter urnär glooben mußte, där Schneider wär' verrickt. Drum meent a o:

„Wissen Sie, lieber Mann, Ihr Freund scheint mir allerdings an einer Wahnvorstellung zu leiden. Das beste ist, wir behalten ihn gleich hier."

Und nu noahm a de Persunalien vo da beeden Kleenulper Leuten uf, wie se'm August soate, und klingelte am Wärter. 's koam'n 'r glei zweee.

„Hier, den Mann nach Zelle 17!" soat'a, und schund packten de beeden zu und wullten a Schneider oabfiehr'n. Nu koam Koarle a wing zu sich.

„Woas, mich eisperr'n? Ich be goar nie verrickt!" prillt' a aus Leibeskräften.

„Nein, nein!" begitschelt'n där Dukter. „Ihre Nerven sind nur überreizt, deshalb müssen Sie Ruhe haben!"

„Oaber ich be doch nie verrickt, där do is es jo!" lamentierte där Schneider, eidam a uf a August zeigte.

„Nehmen Sie das dem armen Kerl nicht übel, Herr Pachulke", meente nu där Dukter zu Augusten, „der Irrsinn äußert sich meist in Verkennung des eigenen Zustandes und Beschuldigung andrer Personen."

„Nee, Du mei lieber Goot, Ihr seid jo oalle mit anander tälsch gewur'n", boarmte Koarle.

„Sehn Sie, wie recht ich hatte? Er hält sich für gesund und Sie und mich und alle Welt für verrückt!" derklärte där Dukter wetter und meente dann fursch zu a Wärtern: „Bringen Sie den Mann in seine Zelle!" Die ließen sich doas nie zweemoal soan, foaßten zu und Koarle muchte stroampeln, su siehr a wullte, se schoafften 'n 'naus mit Doampf.

August hört'n no uf 'm Gange prill'n, lachte derzune, soate „Hadje, Härr Dukter!" und ging furt, immer uf Klee-Nulpe zu; denn fer a Naturdukter woar'sch doch zu spät.

Wie a ei's Durf koam, woar'sch schund Nacht. Uf där Stroaße woar kee Mensch meh zu sahn, ock blußig ei'm Kratschem woar no Licht; denn de Pauern soaßen oalle beisoamm'n und poaßten uf a Schneider. Wenn anne Bumbe ei de Suppenschissel schlät oder a leibhoaftiger Geist oam hellerlichten Tage erscheint, tuller koann kee's derschrecken, oals wie de Pauern derschrucken woar'n, wie de Stubathiere ufging und stoatts 'm Schneider där Pachulke August 'reikoam. Där Gemeendeschulze woar zuirschte wieder gefoaßt:

„August", froat a, „soa m'r ock, wu kimmst denn Du har?"

„Ich?" antwurt'te August, „nu, wu war ich denn harkumm'n? Vo Brassel kumm

ich. Ich be doch hinte Mittag mit 'm Schneider 'neigemacht, doaß ber wullten a Naturdukter vo wägen där Nackichtkultur froan — vo där Ihr nischt verstieht," satzt' er derzu und lätschelte sich uf anne Banke. „Gah mer o an Schnoaps, Kratschmer, und anne Kuffe Bier!"

„Nu, und wu huste denn a Schneider?", schrie'n se nu oalle. „Is där nie mietgekummen?"

„Nee, dän hoan se glei do behal'n," derzahlte August. „Doas is anne ganz besundere Geschichte! Wie ber ei där Stoadt woar'n und ei'm Kratschem noach'm Naturdukter gefroat hoatten, do hoat där Koarle uf eemoal oagefang'n, ganz drähnde Räden zu hal'n: ich sellte ock miet ei de Verricktenoanstalt kumm'n, 's wirde m'r schund gefoall'n und su woas und hoat uf kee vernimftiges Wurt vum Nackichtgiehn und Keenigward'n niemeh gehärt. 's troaf sich nu groade, doaß ber ins verloofen hoatten und nich zum Naturdukter, nee, ei de Verricktenklinik gekumm'n sein, und weil a doch a su tälsches Zeug räd'te, do hoa ich 'n glei eisperr'n loan. Där Dukter meente o, 's beste wär', a blieb glei do.

De Pauern soahg'n sich oalle oan und machten Gesichter, a su tumm wie ock meeglich. Do sullt' doch glei där Teifel 'neischloan! Woar su woas schund dogewäst? Do läßt ma an Verrickten ei de Stoadt troanspurtier'n, und die sperr'n a Gesunden ei und schicken a Gamel retuhr! Där Schulze derhullte sich langsoam vo sennem Schreck, zwinkerte a andern miet a Oogen zu und soate zu Pachulken:

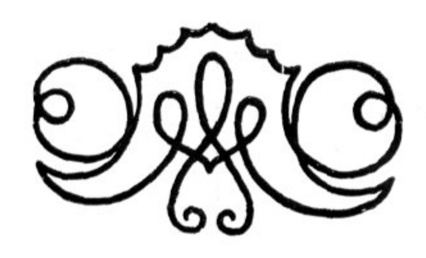
„Nu freilich, freilich, August, doas huste groade recht gemacht. Nee, oalles, woasde woahr is, wennste recht hust, do huste recht. Do nahm ock schinnen Dank vo ins oallen, und nu trink ber uf Dei Wohl! Woas de hinte Oabend no trinkst, doas zoahl ber, 's sull Dich nischte kusten. Prust, August!"

A su siehr woar Pachulke August ei sennem ganzen Laben no nie geihrt wur'n wie ei där Nacht. Oalle Pauern troanken 'm zu und schrieen: „Pachulke August sull läben! Fifat! Där is där Gescheut'ste vo ins oallen!" Su ging doas Oagesaufe ei eenem furt, doaß August goar nie genung Bier und Schnoaps 'nunderschitten kunnte. Natierlicherweise tauerte 's o goar nie lange, do woar mei August, obschund a anne urndtliche Lusche vertroan kunnte, ganz gehärig ei's Fettnäppel getraten, a wurde miede, und wie a no a poar Kurne verknurpelt hoatte, do schlief a bekreescht wie anne Dohle uf'm Tische ei.

Doas hoatte där Schulze ock gewullt. Se packten nu a August, lähten 'n uf anne Banke und knüppelten 'n ihren oarmen Gefang'nen mit am Stricke urndtlich feste. Där Kratschmer mußte no oanspoann'n und miet am Schreiben ei de Stoadt zur Verricktenklinik jächen, doaß ma a Schneider glei 'rauslussen und murgen a August hull'n sullte.

De Pauern pichelten de ganze Nacht durch; denn se mußten doch nu wieder poassen, bis där Koarle kumm'n wirde. Frieh su noach vieren koam a! Där Kratschmer brucht'n miet. Doas Geteebse und doas Getue! Se hätten 'n bale derwirgt ver Freeden, doaß a wieder do woar und nu salber derzahl'n kunnte, wie denn doas oalles poassiert woar. Und doas Gefuppe, wie a nu soan mußte, doaß a sich a wing beschmort hoatte und eim Throane 'm August a ganzen Ploan verroaten hoatte, und wie a nu woar ei anne Zelle mit lauter Gummiwänden gesperrt wur'n! A su gelacht wurde sustern ei'm Kratschem zu Klee-Nulpe 's ganze Joahr nie wie ei där Nacht!

Friehmurgens im a achte 'rim koam dernoachert där Sanetätswoan' aus där Stoadt a August hull'n. Se hätten 'n nie irscht gebraucht festebinden; denn August schnoarchte no wie a Sägebuck. Se wullten 'n o nie irschte ufwecken, drim load'ten se de ganze Banke uf und fuhren oab. A schlief o underwägens ei eenem furt und wachte irschte uf, wie a schund ei anner Zelle woar und sich uf a gestrigen Tag besinnen wullte. 's wurde bale kloar, doaß a kumplett verrickt woar. A wullte eegoal nackicht 'rimloofen und duchte, a wär' Keenig und mißte a Schuck Soldoaten kummandier'n. Doas ließ a sich vo keen'm Menschen ausräden, und wenn a o moanchmoal ann 'n lichten Oogenblick hoatte, glei druf sproach a wieder nischt wie tummes Zeug, und do soag ma's wieder kloar vur Oogen: „Pachulke August is tälsch!"



Sichere Entscheidung

Es legt sich zwischen Sinn und Welt
der Dampf unausgetragener Gedanken,
daß weniger durch Sturz zerschellt,
als an dem bänglich schweren Schwanken
der größte Teil erlesener Geister.
Ja, wären sie entschieden Meister
auch jenen kleinen, lahmen Tücken,
statt zu verwunden uns beklemmen,
die Tags uns hundertmal berücken,
statt zu verschütten nur verschwemmen:
Es stiege reiner, höher hin
in Werken ihr vertiefter Sinn.

Doch, was ist wichtig, was ist leicht?
Und gerade, wer hinunterreicht
in Gründe, wo noch ungeschieden
das Glück und Unglück ruhn in Frieden,
weiß, daß ein Kleines, so geführt,
fortzeugend bittres Gift gebiert,
und daß dasselbe, so gestellt,
uns aufschließt eine reichre Welt.

So päppeln sie die kleine Not,
die lahme Lust und sind umdroht
nicht lange nachher zum Ersticken
vom Schwarm der Wenn- und Abermücken.
Da hilft nur eins: hinabzulauschen
in unsers Herzens leises Rauschen.
Und wie es sich dort unten wendet,
so sei es in den Tag gesendet.

Nie frage du und sinn zu viel
des Lebens wirrem Widerspiel.
Das ist ein Händler, der betrügt,
mit Falschgewichten immer wiegt
und, hat er dich recht dumm geprellt,
achtlos hinausschiebt aus der Welt.

Hermann Stehr

Hermann Stehr

Von Dr. Oskar Wilda in Breslau

(Fortsetzung)

Von nun an beginnt sich der Lebenskreis in den Werken des Dichters, der bisher im engen Rahmen eine Welt inneren Lebens geboten, zu erweitern; entlegenere Tiefen des Seelischen konnte das Senkblei seines psychologischen Forschungsdranges nicht mehr erreichen, aber sein Entdeckersinn konnte manchen noch fremden Seitenpfad in dem Labyrinth der menschlichen Seele aufspüren und erschließen, und aus den engen Schranken konnte der gereifte und lebenskundige Poet in eine weitere, reichere Welt sich hineinwagen. Der Erzähler und Novellist wird zum Romandichter. Den Uebergang bildet das als Roman bezeichnete Buch von der „Leonore Griebel" (1900); das ist das äußere Charakteristikum des Werkes; innerlich führt es den Nachweis der Gebundenheit des menschlichen Willens weiter, indem der Verfasser, der vorher das Individuum in den Fesseln der eigenen Vergangenheit und der Umgebung gezeigt, es nun in seiner Determiniertheit durch die Ahnen, als das Endglied einer langen Entwicklungsreihe betrachtet. Leonore, die Tochter des Bäckermeisters August Theodor von Marsal, trägt das Erbe einer glänzenden Vergangenheit als eine quälende Sehnsucht in sich; ihre dürftige Kindheit hat in den von der Mutter genährten Märchenträumen Trost und Entzücken gefunden, und eine schönere Phantasiewelt nimmt die aus einer unbefriedigenden Wirklichkeit flüchtende Seele auf; eine Seele, die, aller materiellen und geistigen Begrenztheit zum Trotz, unter

feinen Schwingungen aus ferner Vorzeit Tagen erzittert. Als dieses verträumte, sensitive Geschöpf die Gattin eines guten, aber nüchternen Wirklichkeitsmenschen, des Tuchmachers Joseph Griebels wird und in das alte, öde Haus der Griebels, das seine Bewohner unter dem Zwange seines Wesens hält, einzieht, hebt ein Ehedrama an, in dem die Seele der Frau, nachdem diese sich in verzweifeltem Ringen gegen die stumme Vergewaltigung liebender Beschränktheit gewehrt, und, von einem Idealbilde der Sehnsucht erfüllt, vergebens ihr inneres Leben mit dem äußeren in Einklang zu bringen gesucht, schließlich gebrochen wird, und nach einer heftigen Explosion der Leidenschaft sich in stumpfer Ergebenheit dem Alltag überläßt, bis Leonore Griebel nach Jahren endlosen Vegetierens, stumpf und einsam neben dem schlafenden Manne in einer Herbstnacht erlischt. In dem Schicksal dieser Kleinstädterin, das des Dichters Genie hoch über die Banalität des Themas von der „unverstandenen Frau" emporgehoben, hat Stehr nicht nur ein typisches Weibgeschick, nicht nur ein Eheproblem dargestellt und dabei die letzten Schleier von der Psyche des Weibes gezogen, er hat auch die Tragik des glühenden Phantasiemenschen, der durch die Bleigewichte einer kalten, nüchternen Wirklichkeit von seinem Höhenfluge herabgezogen wird, ergreifend gestaltet.

Noch zweimal hat den Dichter das Eheproblem beschäftigt: in dem Roman „Der begrabene Gott" (1905), in dem er es aus der Kleinstädter-Sphäre der Leonore Griebel nach unten in das Dorfmilieu verlegte, und in dem Drama „Meta Konegen" (1904), in dem er es in die Höhe transponierte, in die Welt der Intellektuellen. Hermann Stehrs Versuch, sich die Bühne zu erobern, ist leider nicht geglückt; und in der Tat hat er, durch die Rücksichten auf die Bretter, die die Welt bedeuten sollen, eingeengt, hier nicht sich selbst, hier nicht sein Bestes und Tiefstes geben können. Die äußere Handlung, die sich zwischen der sich vernachlässigt fühlenden Frau, dem gelehrten Manne und dem trostbereiten Dritten abspielt, weist kaum einen originellen Zug auf; und des Dichters besondere Gabe, die geheimnisvollsten Tiefen seelischen Lebens zu ergründen, sein feinstes Vibrieren festzuhalten und dem Auge des Durchschnittsmenschen sichtbar zu machen, kommt hier nicht voll zur Geltung. Und doch finden sich auch hier in der Gestaltung der Frau, die sich an einen Unwürdigen verliert und nach der schrecklichen Erkenntnis, daß sie ihre Liebe weggeworfen, in Reue und Scham sich von dem zur Verzeihung bereiten Gatten loslöst, feine und ergreifende Züge, die den echten Dichter und den tiefen Kenner des weiblichen Herzens verraten. Näher den dunklen elementaren Gewalten, die Menschenschicksale bestimmen, fühlen wir uns freilich mit dem Dichter in dem Roman „Der begrabene Gott", in dem Stehr das erotische und eheliche Leben eines Weibes in seiner Verwurzelung mit religiöser Gefühlsmystik beleuchtet: Marie, die schöne stolze Bauernmagd, wird wider ihren Willen das Weib eines häßlichen Krüppels, des „Klumpen", der ihre Seele und ihr religiöses Gefühl mißhandelt, und schließlich, von Eifersucht und Argwohn entflammt, der Mörder des armen Schusters Gustav Klose wird, in dem er einen vermeintlichen Nebenbuhler und den lästigen Mitwisser einer verbrecherischen Handlung beseitigt. In der Darstellung des Empfindens und Verhaltens des Mörders während und nach der Tat hat der Dichter nicht minder wie in der Schilderung der inneren Kämpfe des unglücklichen, in seinem tiefsten Wesen vergewaltigten Weibes die Schärfe und Meisterschaft seiner seelischen Analyse bekundet. Und an die flammende Schlußapotheose seines „Schindelmachers" erinnert die Katastrophe des Romans, als das auch in seinen Mutterhoffnungen betrogene arme Weib, das einem häßlichen Wechselbalge statt des erträumten holden Töchterleins das Leben gegeben, „ihren Gott", die bemalten heiligen Holzfiguren, begräbt, die Wiege mit dem getöteten Wechselbalge und das Haus in Brand setzt und dem, ihrem Wahne gegenwärtigen Kinde ihrer Träume ein Schlummerlied singt, das wie ein gewaltiges Lied der Freiheit durch das Brausen der Flammen tönt, der Freiheit, der Stehrs Geschöpfe aus der Gebundenheit des Daseins durch den Tod, durch die jauchzende Selbstvernichtung entgegenstreben.

* * *

Wer so den Weg, den der Dichter bisher gegangen, verfolgt, seine Weltauffassung kennen gelernt hat, der wird sein neuestes Werk, dem wir uns jetzt zuwenden, mit froher Ueberraschung, als eine unerwartete Gabe, als eine besonders merkwürdige Schöpfung begrüßen, weil sie neue Aussichten eröffnet, neue Hoffnungen erweckt. Nicht, daß der Dichter hier etwa höhere Gipfel erstiegen, tiefere Abgründe enthüllt, überraschendere Offenbarungen gegeben hätte, als in seinen früheren Werken. Der Fortschritt in der neuesten Romandichtung Stehrs liegt nicht in der Richtung der künstlerischen Form — die vielmehr aus der Geschlossenheit der früheren Werke in die Breite zerfließt — und der psychologischen Erkenntnis, sondern in der Weltanschauung des Poeten, in einer

Aenderung seiner Stellung zu den ehernen Mächten des Lebens, deren Allgewalt er bisher anerkannt. Es scheint, daß die „Drei Nächte“ (1909) ein Durchgang sind, der ihn aus der düstern Welt des pessimistischen Fatalismus, des unerbittlichen Zwanges, der mit grausamem Hohne alles Ringen spottet, in lichtere Sphären leitet, wo der Wille des kämpfenden Menschen sich seiner Kraft bewußt wird, in deren Betätigung er das Gefühl seiner Freiheit gläubig genießt. Am Ausgang der früheren Werke Stehrs steht als einziger, düsterer Erlöser der Tod, als einziges Asyl die Nacht des Wahns. Am Ende der „Drei Nächte“ aber geht die Sonne wie eine „riesige, glühende Hostie“ über den Bergen auf, und der Held, der alle Fesseln abgestreift hat, schreitet vertrauensvoll in das Licht eines neuen Tages hinein. Am Ende dieses Buches schließt sich keine Pforte, ein Menschenschicksal begrabend, zu, nein, die Pforte eines neuen Seins tut sich auf, und in das leuchtend lockende Land neuer Möglichkeiten, unbekannter, aber zu ahnender Entwicklung schreitet der Held mit dem ungebrochenen Mute des seiner Kraft und den Gestirnen seines Inneren vertrauenden Kämpfers, und von seinen Lippen klingt das schlichte Lied der Mutter „wie ein Triumphgesang über den Tod, wie ein Auferstehungslied des Lebens“. Dieser Triumphgesang, der dem Leben, nicht dem Tode zujauchzt, ist ein neuer, ungewohnter Schlußakkord bei Stehr. Dieses Neue, das denjenigen, der des Dichters inneres Leben aus seinen Schöpfungen kennt, so eigen ergreift, als eine rührende Verheißung, die, indem sie den Blick in eine hellere Zukunft lenkt, zugleich rückwärts auf den Dornenpfad des Poeten ein Licht wirft, mag anderen zu kritischer Ausstellung Anlaß geben. So hat denn auch ein Kunstrichter das „Verschwimmende“ des Schlusses tadeln zu müssen geglaubt. Wer aber aus den Werken ein persönliches Verhältnis zu ihrem Urheber gewonnen hat, wer nunmehr jene nicht mehr losgelöst von dem letzteren zu betrachten vermag und hinter ihren Gestalten die Individualität ihres Erzeugers fühlt, der wird den „verschwimmenden“ Ausgang der „Drei Nächte“ zugleich poetisch schön wie ethisch erhebend empfinden.

In jedem Werke gibt ein Dichter im Grunde nichts anderes als sich selbst; aber keins der früheren ist — wenn man etwa von dem, eigenstes Leid erschütternd gestaltenden Wirklichkeits-Märchen „Das letzte Kind“ absieht — in solchem Grade ein persönliches Bekenntnisbuch, keins verrät anscheinend in dem Entwicklungsgange, den Schicksalen und dem Wesen des Helden soviel von dem äußeren und dem inneren Leben Stehrs, — ohne daß man deshalb jenen mit diesem völlig zu identifizieren braucht — wie die „Drei Nächte“. Es ist vielleicht deshalb an dieser Stelle der geeignete Platz, eine kurze Selbstbiographie, die Stehr mir vor einigen Jahren für einen größeren Essay zur Verfügung stellte, wiederzugeben, bevor wir uns mit dem Inhalt des Romans der diesem biographischen Gerippe das Fleisch und Blut und die Bewegung blühenden Lebens gegeben hat, näher beschäftigen. Diese Autobiographie in nuce agt über den Dichter folgendes aus:

„Mein Lebenslauf hat die Eigentümlichkeit, daß bei geringer äußerer Vielfältigkeit seine wesentlichen Linien in der Stille meiner Seele gezogen worden sind. 1864, den 16. Februar, als fünftes Kind eines Sattlermeisters in Habelschwerdt geboren, besuchte ich die Volksschule, dann die Präfektenschule meiner Vaterstadt, siedelte mit 15 Jahren in die Präparandenanstalt nach Landeck in Schlesien über, um mich dem Lehrerberufe zu widmen, und kam mit 17 Jahren an das Lehrerseminar meiner Heimatstadt zurück, das ich 1885 verließ. Dann wirkte ich auf verschiedenen Dörfern Schlesiens in meinem Berufe. Meine Kunst stammt direkt von meiner Mutter, einer stillen Frau, deren Seele so rein und groß und reich blühte, daß sie ohne Intellektualismus im Besitz der ganzen Wunder dieser Erde war. Früh regte sich die Lust zum Schaffen in mir; mit 12 Jahren schrieb ich mein erstes Gedicht. Die Geheimnisse meines Lebens redet meine Kunst.“

Hinzuzufügen ist, daß der Dichter seit Jahren in dem Dörfchen Dittersbach im Waldenburger Gebirge als Lehrer wirkt, ohne Sehnsucht, diesen Wirkungskreis, der in seiner Abschließung von der großen Welt, ihn in enger Gemeinschaft mit der großen Natur und in der unbeirrbaren Einsamkeit seines stolzen Ichs hält, mit den tausendfachen Anregungen und selbstentfremdenden Ablenkungen der Großstadt, der sogenannten Kulturwelt, zu vertauschen.

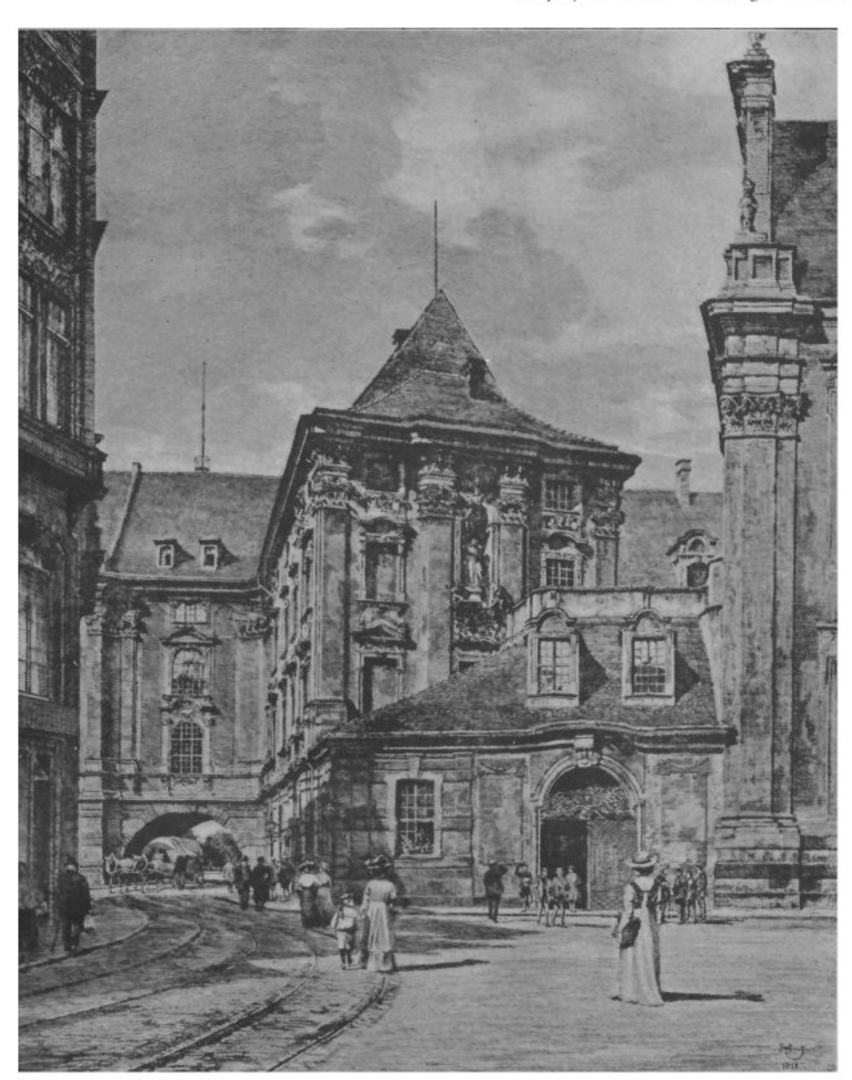
* * *

Die „Drei Nächte“ erzählen in der Ichform die Lebensgeschichte und den Entwicklungsgang eines katholischen Volksschullehrers, des Sohnes eines kleinstädtischen Sattlermeisters, von den frühen Tagen der Kindheit an bis zu seiner Losreißung aus den Banden überlieferter und aufgezwungener Anschauungen und eines Berufes, dessen mit aller Liebe erfaßtes Ziel zu erreichen das System beschränkter Autoritätsbevormundung ihm unmöglich macht, die die freie Persönlichkeit

mit ihrer höheren menschlichen Einsicht nicht zur Geltung kommen läßt. Von der Geschichte des Helden aus öffnen sich aber, wie in anderen Erzählungen Stehrs, Ausblicke in die Fernen der Vergangenheit, in die Schicksale früherer Generationen. Wie in der „Leonore Griebel" so wird auch in den „Drei Nächten" die Bedingtheit der Persönlichkeit durch ihre Ahnen, durch geheimnisvoll aus dem Dämmern der Vergangenheit in die Gegenwart hineinreichende Mächte dargestellt, die zuweilen mit stillem Schauder dunkel gefühlt, schließlich erkannt werden und nun dem nach Freiheit ringenden Willen ein klares Ziel des Angriffs bieten. Da taucht denn der Geist des Dichters, in das Nebelland des Einst dringend, wieder bis in die Tiefen des Mystischen, das mit dem Reize des Rätselhaften anzieht, hinab. Sein düsterer Zauber umwittert die Großmutter, die geheimnisvoll schreckhaft, stärker noch im Tode als im Leben, da der bitter drohende Ernst ihrer Augen, ihre monotone, unnahbare Trauer jeden Frohsinn um sie her lähmte, die Geschicke der Nachkommen beherrscht. Der Eid, den sie, die Frau eines bei Waghäusel gefallenen badischen Insurgenten, auf dem Sterbebette dem Sohn, dem Sattlermeister Faber, abnimmt, verurteilt den tatkräftigen, starken Mann, der schon durch seine strenge Rechtlichkeit und schwerfällige Gewissenhaftigkeit gegenüber den Praktiken überlegener und skrupelloser Geschäftstüchtigkeit und schadenfroher Widersacher den Kürzeren ziehen muß, zu selbstvernichtendem Dulden. Er hat geschworen, sich „an keines Menschen Leben zu vergreifen und an keiner Macht, die über ihm ist". Und so ergibt er sich wehrlos in das Verhängnis, das die Rachsucht eines als ehrlos erkannten und verstoßenen Freundes heraufbeschwört. Der Sattlermeister Faber kommt, in der Zeit der Sozialistenverfolgung, in den für ihn schimpflichen Verdacht, Sozialdemokrat zu sein; sein Ansehen, seine wirtschaftliche Existenz werden vernichtet. In das Leben des Kindes fallen die das Elternhaus verdüsternden Schatten hinein. Von bangen Geheimnissen, von unfaßbaren, dunklen Mächten fühlt sich die junge Seele umwoben. Der lichte, engelhafte Zauber einer Schwester, der neben der beklemmenden Gegenwart der Großmutter die ersten Jahre beherrscht, entschwinde wie ein holder Traum; und das Mysterium des Todes durchschauert das Kindergemüt; dann kommen die Bitternisse der Schuljahre, die Anfechtungen des Reifens; der Zwang der Schule und der Kirche, unter dem der Knabe leidet, drückt auch auf den angehenden katholischen Volksschullehrer, der das Seminar als eine „Drillanstalt der Gottseligkeit", als ein „Kloster mit den Formen der Kaserne" empfindet, eine „Musteranstalt", in der die Zöglinge zum Servitismus erzogen werden. Aber der Wunsch und die Not der Eltern halten den nach Freiheit und dem Recht der Selbstbestimmung strebenden Jüngling, dem ein einsamer, lebenskundiger Greis die gebundenen Schwingen des Geistes löst und ein Führer zu den Höhen reiner Menschlichkeit wird, bei dem erwählten Berufe fest, wie die rührende Gläubigkeit der Mutter ihm das offene Bekennen seines inneren Abfalles verbietet. Er verzichtet auf ein Liebesglück der Eltern wegen und wird Lehrer; aber als er nach ihrem Tode seine Ueberzeugung dem Willen der Vorgesetzten unterordnen soll, sprengt er die Fesseln, auch diejenigen, die ihm die eigene Hingabe, die „verblendete Treue", die duldende Unterwerfung unter den Wahn der Vorfahren umgelegt. Was die fromme Beschränktheit der Eltern nicht vermocht, vollbringt er. Franz Faber erkennt, daß die Erlösung für den Lebendigen nicht aus Gräbern steigt, daß es Torheit ist, zu erwarten, daß sich ein Morgen aus dem Leibe von Gespenstern gebäre. Als ganz auf sich gestellter, aber ein freier Mann, schreitet er in ein neues, unbekanntes Leben hinein, und die Liebe folgt ihm sehnend und segnend.

* * *

Wir haben die Wanderung durch die Werke Stehrs beendet, ohne alle Schätze dieser reichen Welt ins Auge gefaßt zu haben. Es ließe sich noch manches sagen über die eigentümliche Gabe des Dichters, das Leblose zu beseelen, die stimmungsmächtig geschilderte Natur in tiefe innere Beziehung zum Menschlichen zu bringen, über die Originalität seiner Bilder und seiner sprachlichen Ausdruckmittel, die mitunter wohl befremden, aber weit häufiger den Leser durch ihre Ursprünglichkeit und packende Anschaulichkeit überraschen; es ließe sich auch die Frage aufwerfen, ob die frühere Verwendung des schlesischen Dialekts, von dem sich der Dichter in seiner letzten epischen Schöpfung frei gemacht hat, nicht seinen Werken eine zu starke lokale Bedingtheit gibt, die mit ihrem tiefen, allgemein menschlichen Gehalt nicht recht in harmonischem Einklange steht, — aber das würde uns zu weit führen. Wenden wir von dem Empfangenen den Blick in froher Erwartung dem Kommenden zu, mit dem uns das Genie des Dichters begaben wird, der das Wort des Franz Faber uns verwirklichen soll: „Es ist ein neues Sehen in mir, ein neues Wissen und Sehnen. Das will ich den Menschen bringen."



Am Kaisertor in Breslau
Nach einer Radierung von Hugo Ulbrich
(Verlag von Theodor Lichtenbergs Hofkunsthandlung in Breslau)